Mennonitische Volkswarte

P S Hildebrand



1936
Mai

2. Jahrg. Lfd. Nr. 17

Warte=Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John' Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH -- MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des Mai-Heftes



Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 5 | Mai 1936 | Jahrg. 2

Pfingststimmung | Von Frau M—l

Soeben sendet die Sonne die ersten Strahlen über den Berg ins Tal und das noch schlafende Dorf. Eine feierliche Stille herrscht überall, nur die Vöglein zwitschern und singen zum Lobe des Herrn in den frühen Morgen hinein.

Ich erwache von leisen Tritten und höre eben noch, wie die Tür sachte geschlossen wird. Noch halb im Traum, will ich rasch aufstehen; denn das war doch Vater, der Frühaufsteher, und ich habe wohl meine Uhr gestern abend nicht zum Wecken gestellt. Da fällt mir ein, es ist ja Feiertag heute, Pfingsten. — Wohlig sinke ich noch einmal auf die Kissen zurück — heute ist Ruhetag, heute treibt uns die Arbeit nicht aus dem Bette.

Doch da schallt das Trillern der Vöglein durch das halb offene Fenster, und die Sonnenstrahlen stehlen sich durch das dichte Gezweige der Bäume und zittern an der gegenüberliegenden Wand. Ein süßer Duft von blühendem Flieder dringt ins Zimmer und der Schlaf weicht, die Sinne werden wach — es ist ja Pfingsten.

Vater wird gleich mit einem Arm voll grüner Zweige kommen und die Diele schmücken, da muß ich doch rasch hinaus, den Frühstückstisch decken und die dazugehörigen Blumen aus dem Garten holen.

Ein herrlicher Morgen, alles blüht und duftet und erhebt auch unsere Herzen und Sinne zum Dank gegen den Schöpfer dieser schönen Erde. Dann schmücken wir die Diele mit grünen Zweigen, Vater und ich. Auch der Tisch wird inzwischen gedeckt. Der Garten spendet die schönsten Blumen, und der Tisch sieht so einladend mit der hellblau und weiß gemusterten Decke. Die dünnen, weißen, goldgeränderten Porzellantassen, der weiße Tischläufer, die hohe Glasvase voll süß duftender rosa und weißer Begonien ..... Ein Teller voll kleiner doppelten Zwieback und ein anderer mit dem unvermeidlichen Rosinen-Stritzel. Auf dem breiten Fensterbrett zwischen blendend weißen Gardinen ein Riesenstrauß von duftendem blaßlila Flieder und zarten wilden Rosen. Die Fensterladen sind im Winkel angeschoben, das Fenster etwas geöffnet, so daß die frische, kühle Morgenluft in den Raum dringt. Auch die doppelte Tür steht weit geöffnet — Vater befestigt soeben noch einen großen Rüsterzweig von außen über der Tür, und die Blätter zittern leise vom Morgenhauch.

Jetzt noch einmal in den Garten, alles ist so frisch und rein, alles ist zu den Feiertagen vorbereitet. Die Treppe und der Ziegelsteg zur Sommerküche sind mit weißen Sandringeln bestreut, auch in der Küche grünen die Wände, und der rote Ziegelfußboden ist ganz mit grünem Gras bestreut. Die Russenmädchen haben ihr Reich nach ihrer Art geschmückt.

Die hohen Fliederbüsche sind mit

blaßlila Sternchen übersät, die Begonienbüsche biegen sich bis zur Erde mit ihrer schweren Pracht — den so eigen, nach Pfingsten, duftenden Blumen. Die Spiraea neigen ihre weißblühenden Zweige weit über die versteckten Bänke und bestreuen den Kiesplatz mit weißen Blütensternen. Auch die Obstbäume stehen alle wie Bräute im weißen Schleier da, es ist ein Blühen und Duften ohne Ende.

Nachdem nun auch die anderen Familienglieder sich eingefunden und wir unser Frühstück eingenommen, geht alles zur Kirche.

Schon läuten die Glocken der russischen Kirche ins Tal hinab und rufen auch ihre Gläubigen zur Feier des heiligen Festes.

Überall sieht man Kirchengänger einzeln, zu zweien oder in Gruppen der Kirche zuströmen. Sie wandeln langsam und feierlich, meistens in Schwarz gekleidet, unter blühenden Kruschkibäumen der Kirche zu.

Schon ist die Kirche fast gefüllt, Kopf an Kopf sitzt da drinnen eine Menge hungriger und durstiger Menschen. Sie alle kommen im Verlangen nach dem heiligen Geist, nach der Gemeinschaft mit Gott, ihrem Schöpfer und Erhalter.

Auf den vordersten Bänken sehen wir eine Reihe junger Menschen, Jünglinge und Jungfrauen, die sich zur heiligen Taufe hier eingefunden. Alle in feierliches Schwarz gekleidet, ernst und hingebend. —

Da schallen die ersten Töne des schönen Pfingstliedes durch den hohen Raum:

„Geist des Glaubens, Geist der Stärke,
Des Gehorsams und der Zucht,
Schöpfer aller Gotteswerke
Träger aller Gottesfrucht!"

Die niederen Fenster stehen alle weit geöffnet, und die hohen Ahornbäume strecken ihre Aeste fast bis in die Kirche herein. Die Vöglein singen mit uns um die Wette. —

Doch nun feierliche Stille, — die Tür des Predigerstübchens öffnet sich, und herein tritt der ehrwürdige Aelteste, ihm folgen eine Reihe Prediger. Auf halbem Wege zur Kanzel steht der Aelteste still und spricht feierlich den Segen. Dann folgt die Predigt, ernst und eindringlich — man fühlt das Zugegensein des heiligen Geistes, dessen Fest hier gefeiert wird . . . Und dann, als die ganze Gemeinde noch einmal hinkniet, um den Segen des Vaters für die zu taufende Jugend herabzuflehen, ist's als ob ein leiser Schauer durch aller Herzen zieht:

Kann ein einziges Gebet, einer gläub'gen Seele,
Wenn's zum Herzen Gottes geht, seines Zweck's nicht fehlen:
Was wird's tun, wenn sie nun
Alle vor ihn treten und vereinigt beten." —

Hier kann man mit Worten nicht schildern, was uns bewegt. Die heilige Handlung wird vollzogen, und der Aelteste begrüßt jedes neue Gemeinglied mit einem Händedruck und einem: „Willkommen in der Gemeine des Herrn!"

Dann schallen wieder die herrlichen alten Choräle durch die Kirche, und weithin hört man die klare Stimme des führenden Vorsängers durch den Gesang. Noch ein Segen des Aeltesten, und die Menschen strömen ins Freie aus der heute zu engen Kirche, die die große Menge fast nicht fassen konnte.

Das war — einst in der alten Heimat!



GERHARD TOEWS / Georg De Brecht /

Glücksfranz und sein Peter

Erzaehlung

4. Fortsetzung

„Was lachst, Christoph?"

„Na, weil eine Frau aus Klein-Glückstal so einen alten Canadier in die Enge getrieben hat."

„Ja, großmäulig seid ihr Rußländer."

Hernach fragte er nach dem Landhandel, hörte sich alles ruhig an und schüttelte dann sehr energisch den Kopf.

„Da muß ich euch aber warnen. Tut das nicht. Ich bin vielleicht nicht so sehr gelehrt wie ihr, aber ich kenne etwas vom Landkaufen. Euer Geschäft gefällt mir garnicht. Entweder zahl nichts an oder bezahlt alles."

Paul Franz lächelte überlegen.

„Na, ich habe auch schon Erfahrung in Rußland gemacht. Klein anfangen und sein ganzes Leben nur klein bleiben. So wie ich mir die Sache berechnet habe, bin ich mit meinen Zahlungen in 10 Jahren fertig. Dann ist die Farm mein."

„Junger Mann," sagte der Alte, und seine Stimme zitterte, „in 10 Jahren hast du keine Farm und bist dort, wo Christoph jetzt ist. Frau, red deinem Mann von dem Kauf ab!"

Frau Franz seufzte.

Paul Franz lachte.

„So seid ihr nun in diesem Land. Denkt ihr, wir haben dort nichts getan, als hinter dem Ofen gesessen und Kürbissamen geknackt?"

„Was du geknackt hast, weiß ich nicht, Franz, aber Lange knackt dich, wenn du auf seine Bedingungen eingehst. Das ist gewiß! Christoph, sag was. Der Mann ist aus deinem Dorf. Du sitzt nur und lachst."

Christoph dachte nur an etwas anderes. Er war aufgestanden und machte Franz allerhand genickverdrehende Zeichen, die dieser garnicht verstehen wollte. Schließlich kam er doch dahinter und folgte Gutknecht in den Gang.

„Du," sagte Gutknecht, „sei nicht böse. Ich hätte dich nicht darum gefragt, aber als Landsmann und aus einem Dorf, und weil wir hier vielleicht Nachbarn werden. Borg mir 400 Dollar!"

„400 Dollar? Mensch, du hast ja keine Sicherheit. Was willst du mit 400 Dollar?"

„Ich brauch sie auf der Farm. Die Farm ist nicht vollbesetzt, und wenn ich das Bargeld habe, kaufe ich für den halben Preis."

„Ich weiß nicht, ob ich kann, Gutknecht. Da kämen dann noch die Zinsen hinauf, und die sind in diesem Lande ziemlich hoch."

„Acht Prozent."

„Hmm .... Na ..... Wollen mal sehen. Ich muß vielleicht 6000 Dollar anzahlen, dann halte ich nicht mehr viel. Sagtest du acht Prozent?"

Gutknecht nickte.

„Wir sehen später, wenn wir mit Lange durch sind. Was denkst du von den Warnungen deines Onkels?"

„Was soll ich sagen? Er weiß Bescheid, das sah ich, als wir uns die Farm ansahen. Aber sag mal, hat er es selber zu etwas Gutem gebracht. Er sitzt auf 320 Acker Land, vier Kinder müssen in Dienst, um ihn zu Hause mit Bargeld zu versorgen."

Inzwischen sagte drinnen der Onkel zu Trudel:

„Der Mann ruiniert dich und die Kinder. Halt ihn ab davon, sonst verliert ihr alles, was ihr habt."

„Vielleicht sind Sie auch zu beängstlich," versuchte Trudel ihren Mann zu verteidigen. Ihre Ahnung, ihr Herz sagte ihr, daß Paul im Unrecht sei.

„Mein Mann hat in Rußland doch Land und Bauerwirtschaft kennen gelernt."

„Frau, dies ist Canada und alles ist hier anders. Bleibt nur länger hier, dann seht ihr's auch ein. Warum muß dein Mann durchaus schon jetzt kaufen. Ihr habt Geld. Warum wartet er nicht."

„Er will nicht Zeit versäumen. Er will wirtschaften."

Paul und Gutknecht kamen wieder ins Zimmer.

„Nun, ich glaub, Lang wartet auf uns. Komm, Mutter! Dieses ist mein Dolmetscher."

„Was, die kann Englisch! Wie kommt die in Rußland zum Englischlernen?"

„O, ganz dumm waren wir in Rußland auch nicht," pochte Gutknecht.

„So! Na an deinem Englisch habe ich es noch nicht gemerkt, daß du darin sehr klug bist."

„Meine Zunge ist nicht so gelenkig."

---

10. Kapitel

Paul Franz kaufte die Farm. Er zahlte das Geld an und unterschrieb die Papiere, die den Kauf besiegelten, ohne sonst noch jemand um Rat zu fragen. Seine Frau versuchte noch eine letzte Warnung. Umsonst. Die Sache nahm ihren Lauf. Doch erhielt Gutknecht seine 400 Dollar.

Sechs Wochen später zogen Franz und seine Familie auf die Farm bei Dogsville und Gutknecht noch etwas später.

Die Entfernung zwischen den beiden Farmen betrug sechs Meilen.

Erst als sie an Ort und Stelle waren, kam ihnen beiden die Erkenntnis, daß sie sich durch ihren Kauf von jeglichem Verkehr mit Volks- und Glaubengenossen abgeschnitten hatten. Ihre Nachbarn waren aus allen Nationen, nur keine Deutsche. So waren die zwei Familien auf einander angewiesen.

Peter Franz war, wie seine Mutter schon zu Mr. Lang sagte, für sein Alter hoch und stark gewachsen. Er hatte den Körper des Vaters geerbt, den Geist aber von beiden, dazu einen in letzten Jahren sich entwickelnden Trotz.

Gutknechts jüngste Tochter hieß Linda und war 13 Jahre alt. Sie war auch etliche Jahre nach dem großen Feuer geboren. Sie hatte lange braune Zöpfe, braune Augen sonst im übrigen sah sie aus wie die meisten Mädchen ihres Alters — zu langgliedrig.

So farmten Franz und Gutknecht in Saskatchewan, und wenn alles so gegangen wäre, wie sie es sich gedacht und geplant hatten, dann säßen sie dort noch heute und alles was wir tun könnten, wäre — sie bei nächster Gelegenheit zu besuchen.

Nun geschieht es eben im Leben, daß unsere Pläne meistens zu nichte gehen, und wir Wege geführt werden, von denen wir nicht einmal geträumt hätten, daß sie möglich wären, und von denen wir zuerst glauben, daß sie eigentlich unnötig sind und nur unser Leben erschweren. Später finden wir dann im Rückblick, daß wir doch recht miserable Stümper sind, und überhaupt nicht wissen, was uns gut tut.

Zu Pauls Leidwesen konnte er seinen Sohn nicht ganz zu Hause halten. Die Gesetze des Landes verlangten, daß er bis 15 Jahre voll die Schule besuche. So ging denn Peter und mit ihm seine zwei Schwestern zur Schule. Anfangs war es recht dumm für die großen Kinder ganz von vorne zu beginnen. Doch sie waren alle fähig und, Gott sei Dank,

gibt sich eine fremde Sprache dem Kinde leicht.

Während der Sommerferien mußte Peter dem Vater helfen. Er wäre viel lieber frei gewesen, doch der Vater verstand keinen Spaß.

Einen Fehler beging Paul Franz nicht. Er versuchte nicht zu beweisen, daß die Arbeitsmethoden der alten Heimat denen des neuen Landes überlegen waren. Er nahm Lehre an und vermied dadurch teures Lehrgeld. Frau Trudel arbeitete emsig in ihrem Reich. Doch konnte sie die Sehnsucht nach dem fernen Lande nicht immer unterdrücken. Oft weilte sie in Gedanken bei den alten Bekannten, die noch unter dem Joch der Sklaverei schmachteten; denn schon beschnitt man in Rußland das mittlerweile angesammelte Fett sehr eifrig.

Frau Trudel aber hatte ein warmes Herz und betete oft für die in Rußland Leidenden.

Als Paul seine erste Ernte nach Dogsville brachte, da erfüllte ihn Selbstzufriedenheit. Er hatte es geschafft. Zwar mit der Rechnung, die er seiner Frau damals im Hotel vorstellte, stimmte das Resultat der Ernte nicht ganz, doch die nächste Ernte könne ja leicht noch besser sein. Franz kam allen seinen Verpflichtungen nach, doch blieb ihm zum Leben nicht besonders viel.

Gutknecht hatte nicht ganz so gut abgeschnitten. Eines Tages als Franz und Christoph sich in der Stadt trafen — sie hatten jeder eine Fuhre Weizen gebracht — sagte Gutknecht:

„Du, Franz, ich gebe dir 100 Dollar und die Zinsen. Mein später Weizen war nur schlecht, und jetzt sagt der Kerl dort im Elevator, daß der Weizen feucht und weich ist. Vielleicht kann ich's nächsten Herbst schon schaffen."

„Du, ich brauch das Geld! Wir hatten doch besprochen bis zum Herbst. So ein Geschäft gefällt mir nicht, Gutknecht. Wir sind keine Schuljungen."

„Aber Mensch, meine Familie muß doch leben. Sei gescheit. Du kannst vielleicht noch so durchkommen. Ich nicht."

Paul Franz brummte; doch zuletzt nahm er das Geld und versprach zu warten.

Der Winter kam ins Land und ging wieder.

Neuer Frühling mit neuer Hoffnung, neuer Arbeit, kam. Neues Leben trieb. Die Felder sahen von Tag zu Tag prachtvoller. Unwillkürlich verstieg sich Paul in Gedanken soweit, daß er glaubte, seine Rechnung damals vor dem Kauf werde in diesem Jahre hinter der Wirklichkeit zurückstehen.

Am 9. Juli um 3 Uhr nachmittags war es, als Trudel, die eben aus dem Hause kam, ihren Mann, der auf dem Hofe beschäftigt war, auf die dunkle Wolkenwand aufmerksam machte, die sich gerade im Westen über den Horizont schob, schwarz und drohend.

Bald war sie ganz hoch und kam gegen den Wind näher und näher — dunkelblau.

„Mama, sieh die weißen Streifen," rief Agnes.

„Paul, schau! Ist das Hagel?"

Doch Paul hatte die weißen Streifen schon bemerkt. In seinem Gesicht zuckte es nervös.

Die Blitze wurden immer häufiger, und das Donnern rollte fast ohne Unterbrechung.

Trudel zitterte. Sie trat an ihren Mann.

„Das hört sich fast so wie damals, als die Kosaken Sadatschnoje bombardierten."

Doch Paul dachte nicht an Kosaken, auch nicht an Sadatschnoje. Er rechnete und hoffte. Die Wolke könnte

auch ganz gut vorbei gehen, ohne Schaden anzurichten.

„Du, Paul, der Wind hat sich gedreht. Wirklich, in einem Augenblick hatte sich der Wind umgeworfen und kam nun aus der Richtung der Wolke. Diese kam jetzt schon wie auf Siebenmeilenstiefeln angesaust.

„Kinder, lauft ins Haus! Ach, ich hab die Küchel vergessen."

Sie versuchte schnell eine Glucke mit ihrer Brut nach dem schützenden Stall zu lenken. Dann lief sie ins Haus.

Nur Paul stand noch auf dem Hof, mit gemischten Gefühlen in das kommende Unwetter hineinsehend.

Schon schlugen die ersten Hagelkörner auf seinen Kopf, als er langsam ins Haus ging. Kaum war er drinnen, als es draußen loshämmerte, hart, unbarmherzig. Schon klirrten an der Westseite des Hauses Scheiben. Paul rührte sich nicht. Er stand mitten im Zimmer, die Hände in Fäuste geballt so fest, daß die Knöchel weiß schienen. Seine Unterlippe hatte er zwischen die Zähne gezogen.

Trudel, die Mutter, und Agnes hielten Decken gegen die Fensterscheiben.

Wie es gekommen, so ging es, das Unwetter. Draußen wurde es wieder hell. Noch fielen Regentropfen, doch schon schien im Westen die Sonne, und über den weiten Himmel spannte sich der farbige Regenbogen mit den Enden auf die Prärie gestützt, so nahe, man glaubte, hingehen zu müssen, um die schimmernden Farben zu fassen.

Die Mutter aber sah den Vater, wie er schwerfällig das Haus verließ und durch die Pfützen dem nahen Weizenfelde zuging. Da ging Trudel eilig in ihr Schlafzimmer und schloß die Tür hinter sich. Sie warf sich auf die Knie und betete, nicht vor Bewahrung vor Schaden — der Schaden war getan — sie flehte um Herzensänderung für ihren Paul. Er möge doch ändern und nicht sein ganzes Leben nur auf die Wirtschaft und das Materielle setzen.

Er aber stand draußen und starrte in die geschehene Verwüstung.

Er hatte Hagelversicherung genommen, aber was war die Entschädigung im Vergleich zu seinen Hoffnungen einen halben Tag zurück, ja sogar nur drei Stunden zurück.

Gutknecht war vom Hagel verschont geblieben. Er konnte es selbst nicht begreifen, wie es geschehen, daß ein Unheil, daß Glücksfranz getroffen, nicht verdoppelt auch ihn heimgesucht hätte.

Im August, als Gutknecht eines Morgens aufstand und zum Fenster hinausblickte und sein Kartoffelfeld ansah, schien es ihm, als stehe das Kraut steifer, starrer als sonst.

Er ging eilig hinaus, nahm ein Blatt in die Hand .... Steif! Verfroren! Der Weizen? .... Er ging hin, faßte eine Aehre an. Steif. Da ging Gutknecht ins Haus und sagte zu seiner Frau:

„Mutter, unsere Ernte ist verfroren."

Sie stand neben ihm, hustete und zitterte fiebernd.

„Was nun?" fragte Christoph Gutknecht, sich, seine Frau und Gott, der ihm so Hartes beschieden.

Das Leben aber eilte weiter. Der Herbst kam.

Franz erhielt seine Hagelversicherung und verschob die Erfüllung seiner Pläne auf's nächste Jahr.

Bei Gutknechts aber mußten alle Kinder in den Dienst zu Fremden. Nur Linda blieb zu Hause. Die ältesten zwei waren schon verheiratet und hatten eigne Heime.

Paul Franz traf Gutknecht eines Tages in der Stadt vor dem Postamt.

„Wie ist es mit dem Geld, welches du mir schuldest, Gutknecht? Ich muß es haben!"

„Wo soll ich das Geld hernehmen?

Ich kann nicht."

„Deine Kinder verdienen gut. Die Löhne sind hoch. Ich habe auch Zahlungen."

„Die Kinder wollen auch alle gekleidet sein. Schließlich müssen sie ja auch hart arbeiten, um das Geld zu verdienen. Ich kann ihnen doch nicht alles nehmen. Dann haben wir noch die Reise zu bezahlen. Habe doch Einsicht. Ich zahl dir monatlich zehn Dollar — das deckt die Zinsen und etwas mehr."

„Deine Kinder verbrauchen viel zu viel auf sich selbst. Du mußt sie strenger halten. Warum mußten die Mädchen die Reise machen. Das kostet Geld."

„Ja, aber wie denkst du dir das, Franz? Wir wohnen unter Franzosen und Engländer. Wenn die jungen Leute nicht mit Ihresgleichen zusammenkommen? Denkst du, ich will meine Kinder Fremde heiraten lassen."

„Reisen kann man, wenn man keine Schulden mehr hat, Gutknecht. Hier bettelst du, ich soll auf Zahlung noch länger warten, und ihr gebt Geld aus für Sachen, die wir uns nicht gönnen können."

„Die du den Deinen nicht gönnen willst, Geizkragen du," brauste der sonst so bescheidene Mann auf.

„Paß auf, Gutknecht, oder ich haue dir eins auf den Schädel. Mein Geld will ich haben, und du hast mir keine Vorschriften zu machen."

„Und du mir zehnmal nicht, Glücksfranz!"

So gingen sie auseinander, und als der Reiseprediger, der jede sechs Wochen einmal kam, um den zwei Familien mit der Predigt zu dienen, sah er, daß die beiden Männer kein Wort für einander hatten.

Gutknecht schickte monatlich 10 Dollar. Das tat er fünfmal. Dann erkrankte seine Frau ernsthaft und mußte sich einer Operation unterwerfen. Da hörten die Zahlungen an Paul Franz ganz auf. Seine Frau hatte von ihm nichts Genaues über den Streit mit Gutknecht zu hören bekommen. Peter erzählte ihr mehr davon. Er hatte verschiedenes von Linda Gutknecht gehört.

„Papa sollte nicht so sein," sagte der nun Fünfzehnjährige.

„Der Onkel Gutknecht kann nicht zahlen. Ihm ist alles verfroren."

„So darfst du nicht von deinem Vater sprechen. Der Vater wird schon selber wissen, was er zu tun hat."

Innerlich mußte sie dem Sohne gegen den Vater beipflichten.

„Warum läßt Papa mich nicht noch ein Jahr die Schule besuchen?"

„Der Vater weiß doch besser als du, was sich am besten für dich schickt."

Dabei blickte sie ab. Sie konnte ihrem Jungen nicht in's fragende Auge sehen. Hatte sie nicht ihren Mann zu bereden versucht, seinen Entschluß zu ändern? Und wie! Paul Franz war starr geblieben.

„Nichts! Nichts davon! Es bleibt dabei. Schaffen, schaffen damit wir vorwärtskommen.

Enttäuscht ging Peter von der Mutter. In seinem Herzen grollte die Unzufriedenheit. Ihm half kein Grollen. Der Vater hielt ihn hart an der Arbeit. Körperlich stark, tat ihm die Arbeit nicht Schaden. Hätte sich nur die geistige Brücke zwischen Paul Franz und seinem Peter bauen lassen.

Trotzdem Paul nun schon so lange mit Trudel zusammen gelebt und gesehen, wie sie auch bei seiner prosaischen Einstellung, ihr geistiges Leben, das Erbe ihres Vaters, nicht töten ließ, glaubte er nicht im geringsten an eine Weiterleitung dieses Erbes auch an seinen und Trudels Sohn.

Wegen seiner harten Forderung an Gutknecht, plagte Franz kein Gewissen. Ist der Mensch es schuldig, das

Geld, so muß er eben zahlen, und wenn er blutet dabei.

Der Reiseprediger wollte bei seinem nächsten Besuch schlichtend eingreifen. Der Versuch schlug nicht an. Er war ein guter Mann und Prediger — nur fehlte ihm das Allernotwendigste — das Verstehen des inneren Menschen. Er war kein Seelsorger. Nie öffneten sich ihm menschliche Herzen wie sie waren.

So blieben Franz und Gutknecht sich gram.

---

11. Kapitel

Paul Franz wurde zur wandelnden Rechenmaschine. Schon im Frühjahr, kaum daß der Schnee und der Frost die obere Erdkruste freigegeben hatten, errechnete er schon Ernteerträge. Diese Rechnerei trug er auch auf die anderen Dinge und Handlungen über. Das kommt ja dann von selbst. Frau Trudel sah es kommen, das nagende Ungetüm, den schleichenden Geiz. Sie wehrte ihm den Eintritt, sie rang in einsamen Stunden um göttliche Hilfe, doch Franz ging in seiner Entwickelung rasch vorwärts.

Im Herbst 1929 kostete Paul Franz die eigene Selbstzufriedenheit in vollem Masse. Er hatte es sich nie einreden lassen, daß ein Beitritt zur Kooperativen Vermarktungsgesellschaft des Getreides ihm zu Nutzen sein könne. Nun triumphierte er. Sein Getreide erhielt einen hohen Preis. Die tolle Seiltänzerpolitik eines zum Größenwahn getriebenen Nachkriegskapitalismus trieb dazumal Blüten.

Hätte Franz nur das Rechnen für ein Weilchen beiseite geschoben. Doch das ging nicht. Wer wollte es ihm in diesem Falle auch besonders übel nehmen. Ritt doch damals alles auf dem Kamm der „Prosperity - Welle." Franz auch!

Eigentlich hatte er schon den Tag der jährlichen Abrechnung mit seinem Landherrn bestimmt, als ihm die Eingebung kam. Natürlich vom Himmel, dem gütigen Himmel, dem er immer gegeben, was ihm gebührte, und der sich nun dankbar erwies und Franz einen Wink gab zum schnellen Reichwerden dabei so ganz einfach.

Ein Nachbar mit Namen Carl Olson gewann an der Getreidebörse 300 Dollar. Zufällig im Handumdrehen. Olson hatte, nachdem er eine Wagenladung Weizen verkauft, sich mit den Spiritusgeistern von Dogsville näher bekannt gemacht. Dann ging er in halbem Dusel auf eine Transaktion ein, von der er am nächsten Morgen nichts mehr wußte und die ihm erst durch die gewonnene Summe von 300 Dollarn recht angenehm in's Gedächtnis gerufen wurde.

Franz hörte von dem Glücksfall in der Stadt. Da ging sein Gehirn ans Rechnen. Er rechnete auf dem Heimweg, er rechnete zu Hause. Frau Trudel sah ihn besorgt an. Peter erhielt vom Vater an diesem Abend keinen Verweis. Am Tage darauf glaubte Franz die Rechenaufgabe gelöst zu haben. Sie stimmte zwar nicht ganz, es blieb dabei noch immer das unbestimmte Etwas, das sogenannte Risiko, doch darüber mußte schon das Glück hinüber helfen. Hatte Gutknecht ihn nicht noch ein Jahr zurück den Glücksfranz geheißen? Und so ganz im Stillen, so in der hintersten Ecke seines Gehirnkastens ließ er den Gedanken aufkommen, daß, wenn es glückte, er dem Gutknecht die Summe noch länger belassen wolle — Vielleicht etwas höhere Zinsen . . . .

Das solle die himmlischen Gewalten schon gefügig machen.

Als Paul Franz mit seinem Wagen in den Elevator kam, hörte er, wie der Getreidekäufer sich mit einem Kollegen lebhaft unterhielt. Sie sprachen von Carl Olsen und seinem Glück.

„Ja," sagte der eine, „wenn's die Nüchternen nicht nehmen, dann nehmens eben die Besoffenen. Da ist doch keine Hexerei dabei, so wie heute die Preise ansteigen. Es ist ja weiter nichts, als fertiges Geld einstecken. Meinst nicht auch, Paul?"

Paul sagte noch nichts. Eine halbe Stunde später hatte er zuviel gesagt. Das Ende vom Lied: Es war bald in jedermanns Mund. So viel wurde gesagt und gelacht darüber, wie ein grüner Ausländer plötzlich reich werden wollte, daß wir uns nur auf die Hauptsachen beschränken wollen.

Der Krach, der den babylonischen Turmbau der Börsespekulation zerstörte, kam sehr plötzlich. Unter seinen Trümmer begrub er Paul Franz' Hoffnungen. Zuerst wollte er noch aufhalten, schickte mehr Geld hinein — nichts! Es gab keinen Glücksfranz mehr. Schlag folgte auf Schlag. Sein Landherr sah die Zeit für gekommen und machte den Kauf rückgängig, da Franz auch das Geld, das die Landzahlung für 1929 ausmachen sollte, verspekuliert hatte. Die Anzahlung, die Franz beim Kauf gemacht, war verloren, da half kein Wehren. Der Landhändler, in dessen Netz Paul gelaufen, kannte kein Erbarmen, dazu hatte er das Gesetz auf seiner Seite.

So pachtete Paul Franz die Farm, die er vor kurzem gehofft mit einem Schlage rein auszuzahlen.

Trudel stand ihrem Manne in seinem Unglück recht wacker zur Seite. Sie tröstete ihn. Sie versuchte ihn jetzt von seiner Geldgier, seiner Jagd nach Reichtum abzubringen. Sie sprach von Gütern, die nicht mit Geld zu kaufen sind. Schon hoffte sie, wenn auch in Armut, so doch in mehr ideales Verhältnis zu ihrem Paul gekommen zu sein. Sie täuschte sich, wie sich schon mancher in Paul getäuscht hatte — gleich wie seine kranke Mutter sich in ihm getäuscht hatte.

Der Geiz nahm Paul ganz in seine Macht. Der Glücksfranz war begraben, verspekuliert, doch der Geizfranz war da, zum Martyrium seiner Familie, zur Schande der Menschheit.

Seiner Frau gegenüber wurde er förmlich brutal.

„Du verbrauchst zu viel. Du bringst mich auf den Hund. Dein Vater hat nicht verstanden zu wirtschaften. Du bist zehnmal ärger."

Nicht immer nahm sie seine Vorwürfe mit Weinen und Stilleschweigen auf. Auch ihre Geduld hatte Grenzen, und die Kinder hörten — sich heftig streitende Eltern. Sie nahmen Partei in diesem Streit. Sie stellten sich hinter die Mutter.

„Mutter," sagte Peter, als er einmal aus der Stadt kam und der Vater nicht zu Hause war, „Bill Turner und Mike Hull sprachen zusammen im Laden. Sie sahen mich nicht. Weißt du, was Bill Turner sagte vom Vater . . . . ?"

„Laß das, laß! Ich will nichts hören," rief die Mutter.

Mit einem spöttischen Lächeln um die Mundwinkel, fuhr Peter unbeirrt fort:

„Er sagte, der Paul Franz sei jetzt so geizig, daß er eine besondere Beschäftigung erfunden habe. Er gehe den Schweinen nach und wenn sie irgendwo auf dem Hof Futter finden, dann nimmt er es ihnen wieder fort. Solches reden die Engländer vom Vater, und ich bleib auch nicht auf dem Hof, ich will . . . . "

Klatsch!

Peters Hand griff an seine Wange. Schon holte die Mutter zum zweiten Mal aus. So wütend hatte er die sonst so guten Augen noch nie gesehen.

„Du Lümmel! Du von deinem Vater reden?"

Peter stürmte ganz verdutzt hinaus.

Trudel hielt ihre Nerven nur noch so lange, bis sie allein in ihrem

Zimmer war, dann schüttelte der Krampf sie, als müsse sie zerbrechen. Die Kinder! Die Kinder!

Als sie sich langsam wieder beruhigte und ganz erschöpft da lag, konnte sie nichts Vernünftiges denken, nichts Zusammenhängendes. Es war nur ein Aufblitzen von Gedanken, dann wieder fast Ohnmacht. Und jedesmal wenn die Gedanken sich formten, schrieen sie: „Herr, gib ihn uns wieder! Herr, gib ihn uns wieder."

Plötzlich hörten auch diese Gedankenblitze auf und sie schlief ein.

Dabei hatte sie einen Traum, fast so klar wie Wirklichkeit. Sie sah sich zu Hause im Heim ihrer Eltern. Sie sah den Vater. Er stand vor ihr, wie er oft getan, wenn er ihr etwas erklären wollte und darüber in's Philosophieren kam. So stand er da und redete auch jetzt. Sie hörte seine Stimme — lieb und eigen....

„Kind," sagte er „wenn es nicht geht wie wir es haben möchten, so geht es aber unbedingt so, wie Gott es will. Dabei bleibt uns nur übrig, unser Wollen, das doch nur hin und her ist, seinem ewigen Willen zu unterstellen und Geduld zu üben...."

„Aber wie lange?"

Sie wachte auf. Ins Zimmer lugte schon die Dämmerung des Abends. Ihrer wartete die Hausarbeit....

„Geduld, Geduld.... wie lange? Wann lerne ich Geduld, Vater?"

Fortsetzung folgt

Vor dem Abschied / März 1926 / Von H. Goerz.

Bald muß ich dich verlassen, teure Heimat,
Und in die Ferne ziehn, ins fremde Land,
Da wird's dann heißen, sich von allem trennen
Und zu zerreißen manches liebe Band.
  Schwer wird mir's sein, dir Lebewohl zu sagen,
  Mein Dörflein klein, so teuer mir und wert,
  Wo mir das Leben, wenn zurück ich denke,
  So manches Glück, manch Freude hat beschert.
Wie oft hab ich von naher Bergeshöhe
Auf dich geblickt und freundlich dich gegrüßt,
Wenn zwischen Gärten du so lieblich dalagst,
Vom holden Sonnenschein gleichsam geküßt.
  Wie hast du doch so manchen lausch'gen Winkel,
  Wo oft, ein liebes Buch in meiner Hand,
  Ich mich erging in stillem, ernstem Sinnen,
  Wo auch manch Verslein seinen Ursprung fand.
Schwer werd ich mich von lieben Freunden trennen,
Mit denen ich gemeinsam Freud und Schmerz
In diesen schlimmen Jahren hab erfahren
Und die ich fest und liebend schloß ins Herz.
  Schwer wird mir's sein, die Gräber zu verlassen,
  Wo mancher ruht, der teuer mir und wert
  Und auch das Kirchlein, wo dem zagen Herzen
  Ward Trost und Licht so manches Mal gewährt.
Wohl muß ich dich verlassen, teure Heimat,
Doch tief im Herzen lebst du immer fort.
In Liebe werd ich dein noch oft gedenken
Jenseits des Meeres, dort am fremden Ort.

Erinnerungen aus den Jahren 1914 - 1918

Von J. R.

2. Fortsetzung

Da man unser Schiff unter Kriegsflagge stellte, so wie auch eine Kanone hinaufbrachte, so konnte man auf keine Schonung vonseiten des Feindes rechnen. Wir Sanitäter waren bis jetzt noch gekleidet wie gewöhnliche Landsoldaten. Jetzt jedoch wurden wir ins Marine Departement übergeführt und erhielten daraufhin auch Matrosenkleider.

In der Zeit, als wir mit den Frachtdampfern fahren mußten, geschah noch ein großes Unglück. Eines unserer Schiffe war auf dem Wege zur Front. Es war stockfinstere Nacht. Und zudem hatte man alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um das Licht in allen Fenstern zu verdecken. Da kam ein anderer Dampfer von der Front gefahren. Er sah zwei Umrisse von Dampfern in der Nacht. Der eine größer, der andere kleiner. Sie dachten auf dem anderen Schiffe,daß es Göben und Breslau seien. Es war jedoch unser Frachtdampfer und der Kreuzer der ihn begleitete. Nun wollten jene sich retten und zum Ufer flüchten. Konnten jedoch in der Nacht den Zwischenraum nicht richtig schätzen und da geschah das Unglück. Unser Dampfer rammte den andern von der Seite. Er blieb auf dem unsern hängen. Da aber die Last nicht gleich verteilt war, so neigte dieser sich zur Seite, und die Gefahr war da, daß unser Schiff zum Umkippen kam. Plötzlich eine große Explosion; denn durch das Leck des gerammten Schiffes war das kühle Meerwasser eingedrungen und hatte die Kessel überflutet, und diese waren explodiert. Nun war unser Dampfer wieder frei, der andere aber ging unter. In der Nacht wurde gerettet, was gerettet werden konnte. Aber von den über 200 Personen, die auf dem Dampfer waren, fehlten etwa hundert.

Wie viele Schiffe in der Zeit auf dem Schwarzen Meere untergegangen sind, ist nie in Blättern berichtet worden, aber es ist eine große Anzahl. Ein anderes Schiff kam von Noworossijsk mit Heu für die Front. Auf dem Wege begegnete es einem feindlichen U-Boot. Dasselbe signalisierte, man solle das Schiff verlassen. Man wollte nicht folgen. Dann ließ das U-boot seine Kanone sprechen und das Resultat war, daß das Heu auf dem Verdeck des Dampfers Feuer fing. Nun mußte die Mannschaft das Schiff im Stich lassen. Sie retteten sich auf Kähnen. Dann kam das U-Boot näher und nahm ein Bild von dem brenenden Schiffe, und dann wurde ihm eine Mine gegeben, und das Schiff war nicht mehr. Die Geretteten kamen aber zu uns auf das Schiff und erzählten die Geschichte.

Nachdem unser Schiff wieder fertig war für den Dienst, haben wir noch manch eine Fahrt mit demselben gemacht. Im Juli und August flaute unsere Arbeit aber sehr ab. Ob nun das, weil sich der Kriegschauplatz mehr verschoben und weiter ab vom Meeresufer war, oder ob die große Hitze, die nun einsetzte, den Operationen auf dem Gebirge einen Stillstand gebot, jedenfalls hatten wir mehr Ruhetage. Da Batum in der subtropischen Zone liegt, so war es daselbst in diesen Monaten auch sehr heiß. Wenn wir nicht jeden Tag die Gelegenheit gehabt hätten, uns im Meere abzukühlen, wäre wohl manch einer krank geworden. Einen Winter kennt Batum nicht, sogar keine Fröste. Es wurde behauptet, daß vier Grad warm die kälteste Temperatur in Batum sei. Die Hauptstraße in

Batum ist mit Palmen besetzt. Im Park daselbst sieht man frei wachsen: Apfelsinen, Zitronen, Magnolia, Farnkräuter u. a. m. Nicht weit von der Stadt sieht man große Plantagen mit Tee und spanischem Rohr. Wir haben an den Sonntagen manch einen Ausflug gemacht ins nahe Gebirge.

Ende September wurden wir beordert, wieder zurück nach Odessa zu gehen. Das Personal des roten Kreuzes erhielt die Erlaubnis, die Reise zurück nach Odessa per Bahn zu machen. Wir verließen also das Schiff und erhielten zwei Waggon extra für uns, und so hatten wir eine ganz gemütliche Fahrt durch den Kaukasus bis Baku und dann in den Westen. Da viele von unseren Kameraden bei dieser Gelegenheit nicht weit ab von der Heimat vorbei kamen, konnten die meisten etwas bei den Lieben zu Hause einkehren. Es war jedoch nur auf etliche Tage und dann hieß es wieder in den Dienst. Bei dieser Gelegenheit sagte ich zu meiner Frau, daß wenn erst der Krieg zu Ende ist, und wir wieder geregelte Verhältnisse haben, so wolle ich noch einmal mit ihr diese Reise in Muße machen: bis Odessa, von da zur Krim, dann bis Batum, von da per Zug über das Gebirge zurück nach Hause. Aber wer dachte zu der Zeit, daß Rußland so eine fürchterliche und schwere Zeit durchmachen würde.

Der folgende Winter verlief in Odessa ohne besondere Zwischenfälle. Wir hatten keine besondere Arbeit, außer der, die tagtäglich auf dem Schiffe getan werden mußte.

Als dieKriegsoperationen im Frühjahre wieder mehr aktiv wurden, erhielten wir den Auftrag, mit unserem Schiffe an die Westfront zu gehen. Unsere erste Reise war bis Sulina, in Rumäinien.

Wir hatten hier Gelegenheit, die ganze Stadt zu durchstreifen. Sie liegt an dem südlichsten Flußarme der Donau.

Auf unserer zweiten Reise, die wir machten, konnten wir jedoch schon nicht mehr bis zu dieser Stadt kommen; denn der Gegner hatte dieselbe eingenommen. So waren wir gezwungen, den zweiten Flußarm der Donau hinauf zu fahren, um bis Ismail zu kommen. Fuhren da so ungefähr 5 bis 6 Stunden den Strom hinauf. Die Strecke zwischen den Flußarmen, das sogenannte Delta, war sehr einsam und wie ausgestorben. Auf weiten Strecken kein Lebewesen zu sehen außer einer Menge Stechfliegen. Und dieselben waren nicht so viel zu sehen, als zu spüren. So viel ich mich erinnere, sahen wir auf der ganzen Strecke, und wir fuhren da so etwa zwei Stunden, nur eine Fischerhütte. Dann aber weiter stromauf kamen wir in eine sehr schöne Gegend. Ziemlich hohe Flußufer, und an denselben viel Weingärten. Sahen auch stellenweise schöne Getreidefelder. Dörfer und kleinere Städte zogen an unseren Augen vorüber.

Es wurde nur sehr langsam gefahren; denn in Ismail durften wir nicht vor Abend einlaufen. Diese Stadt lag vollständig in der Kriegszone,und die russischen Batterien standen hinter der Stadt, und die feindlichen konnte die Stadt und auch den Hafen gemütlich mit ihren Kanonen bestreichen. Und um ihre Aufmerksamkeit nicht zu sehr auf den Fluß zu lenken, mußten wir des Nachts in den Hafen einlaufen. Es war daselbst sehr ungemütlich. Des Nachts wurden wir fast alle Augenblicke mit ihren Scheinwerfern beleuchtet. Und manch ein Geschoß flog über unsere Köpfe hinweg. Aber, Gott sei Dank, in der Zeit, als wir daselbst standen, haben sie niemals direkt die Stadt oder den Hafen beschossen. Des

Nachts wurden wieder Verwundete geladen, und ehe es Tag wurde, waren wir wieder auf dem Wege zurück nach Odessa.

Auf so einer Reise ereignete es sich, daß ein feindliches Flugzeug uns sichtete und mit Bomben bewarf, zum Glück explodierten dieselben aber auf dem nahen Ufer ohne einen Schaden auf dem Schiffe anzurichten. Ein andermal, wie das Schiff eine Biegung auf dem Flusse machen sollte, kommt das vorderste Ende des Schiffes dem Ufer zu nahe, rennt auf, und wir bleiben im Schlamme stecken. Das andere Ende wird von dem Strome wieder in den Strom getrieben, und es sah so, als ob das Schiff den Fluß abdämmen könnte. Das Wasser fing an sich auf der einen Seite des Schiffes zu heben, und das Schiff neigte sich. Da plötzlich gibt das vordere Ende nach und kam frei. Das Steuer tat wieder seine Dienste und die Reise ging weiter. Dieser mittelste Arm der Donau war eigentlich nicht geeignet für einen so großen Ozeandampfer, wie der unsere es war.

Ein andermal wurden die Kranken und Verwundeten auf dem Schiffe unzufrieden und wollten eine vollständige Mahlzeit zu Mittag haben. Wie ich schon vorhrer erwähnte, waren wir nicht eingerichtet, so eine große Anzahl von Menschen zu beköstigen. Es wurde Brot abgegeben, gerade so viel sie essen konnten, hatten auch Tee und Zucker, und da die meisten sich gut bewegen konnten, so mußten sie sich den Tee selber holen. Die Schwerverwundeten jedoch wurden mit einer Mahlzeit versorgt. Nun wollten diese anderen meutern, und nur nach vielem Hin = und = Her wurde die Sache beigelegt.

Noch ehe der Herbst kam, wurden unsere Fahrten nach Rumänien eingestellt. Erhielten dann die Order, nach Sewastopol zu fahren und daselbst als ein Stationshospital zu arbeiten. Hatten daselbst auch leichtere Verwundete an Bord, aber da unser Hospital eigentlich nicht ganz zweckentsprechend war, so hatten wir nur eine kleinere Anzahl daselbst zur Verpflegung. Hatten genug Mußestunden, um diese alte Hafenstadt gründlich zu besehen. Sind öfters die alten Festungen rundgegangen und haben uns auch das Panorama der Verteidigung von Sewastopol angesehen. Dann im Jahre 1917, als die Oktober = Revolution einsetzte, hörte sich das gemütliche Leben auf. Es ist ja allgemein bekannt, daß die Matrosen das erste die Regierung an sich rissen. Es wurde eine Gerichtstribunal eingesetzt, und nun ging es los auf die Jagd. Nun ging der Krieg in der Stadt los. So bald der Tag zu Ende war, hörte man in der Stadt Hilferufe, Geschrei und Gewimmer. Darauf Flintenschüsse, und dann ist wieder alles still. In einer Nacht hatten sie 120 Offiziere erschossen, so heißt es.

Im Dezember fing die Demobilisation der Flotte an. Mit Ungeduld wartete man, daß die Reihe an uns kommen möchte. Da am 21. Dezember kam auch an mehrere von uns die Reihe. Man war froh, nun wieder ein freier Mensch zu sein, jedoch beschlich einen so ein banges Ahnen, was wohl die Zukunft bringen würde. Noch so lange hatte sich die Revolution nur in den Städten abgespielt, jedoch wie lange, und man würde sie auch aufs Land hinaustragen. Hier im Dienste hatte man uns ungeschoren gelassen. Man hatte uns nicht in die traurigen Verhältnisse hineinblicken lassen, und man brauchte uns auch nicht, aber man ließ uns unbehelligt. Nach etlichen Tagen war ich wieder zu Hause bei meiner Familie. Damit hatte unsere Dienstzeit geendet.

Möchte nur noch so viel erwähnen,

daß es nur etwas mehr als ein Monat war, und wir hatten auch schon einige Opfer der Revolution zu beweinen. Einer darunter war der Bruder meiner Frau, der auch nur vor ganz kurzer Zeit aus dem Dienste nach Hause gekommen war.

Dee Gaofajäyjasch | Von Peter Klassen

Wiels Dick dee Räytjninj nijh schtemt, jeft 'it en Canada 'ni Riwilutßioon, sajht hee, enn Bolt well Muta daut saji, daut see sitj daoyrop reedmaoyki kaun.

(Dick enn Bolt bijäyjni sitj au'ni C. P. R. Lein).

D. — Goodin Morji, Bolt!

B. — Scheendank, Dick! Jeißt uk op'i Jacht?

D. —Eena mot! Dee Tjräti fon Gaofasch frauti mie latzt Jaoa 'n Aka 20 fom baßtiWeit ripsrein wajh. Dit Jaoa wel etj di Ooli aula wajhtjnipßi, ea si Jungi tjriei.

B. — Daut's uk mien Fäanämi. Etj wel daoa aum Baondaum jäyjri. Doa es aulis schwaoyt fol Gaofasch.

D. -- Waut haßt dü fer 'ni Flint?

B. — It's een oolit Schtetj 22 Reifil, aoba mien Jasch sajht, hee schit goot.

D. — Etj hab mienin Fraunz sienin Ripieta. Hee haft daoa 20 Bäbietjneep 'nenjischtopt, enn hee säd, dee weyri schtaoytj jinoyd fe de Gaofasch.

B. — Bäbietjneep?! Waut's daut?

D. — Na, dee gaunz tjlieni Patrooni.

B. — Ha, ha, ha! Dü meenßt B. B.-Keps?

D. — Auf Biebiekeps aoda Bäbietjneep blift sitj gaunz jlitj, wan see dee Gaofasch mau nämi.

B. — Tjitj, hia wimilt it aul fol Gaofasch. Dee Tjräti sen soo drießt, daut see nijh maol fer ons derjhgaoni. Etj waoa mie op disi Baonschwali sati, sat dü die' op janin Klompi, dan tjen wie ons bieaun fetali.

— Puf! —

D. — Dee lijht!

B. — Haßt aul eenin?

— Puf! —

D. — Nä, aul twee! Der Düsint, dee Ripieta schit ji goot!

— Puf! —

D. — Trofßt'm?

B. — Dän Kaoygil jao! Dee Gaofa set daoa enn jeft po ßoldatskieScheßtj (militärischer Gruß) auf.

— Puf! —

D. — Dee waoyt tjenin mea scheßtuji, Bolt! Heißtins sienin Grotfaoda, dän etj latzt Jaoa aul wajhtjnipßt. Wan soo, dan tjemt daut Scheeti bilja aus'it Fejesti.

— Puf! —

B. — Wada biesied! Waut Kukuk es daut met däm Reifil.

D. — Mensch, zielßt dü dan nijh?

B. — Woayr' etj doch nijh! Dee Reifil schit faulsch.

D. — Wies maol häa.

— Puf! —

D. — Daoa lijht'a! — —

B. — Daoawäyjin trof etj nijh. Etj zield äwa disin Knoop. Jasch säd ji mie noch, etj sul däntaosied schüwi, soo aus dü afins deedßt. — Nü wel wie maol'seeni.

— Puf! —

B. — Daoa schtelpt'a. Soo, nü sat die daoa han enn etj hia, enn dann wel wie jäyjri enn naobri. Weli maol 'ni tjleeni Riwilußioon unjri Gaofasch maoyki. (Dick jeit 'n Enjßtji wieda enn sat sitj daol).

D. — Dee jeft 'it en Canada boolt

'ni grooti unjri Menschi, enn dan waoyri fäli schtelpi — Puf ! — aus jan Gaofa daoa, aoda aus dee Aurißtokrauti — Puf ! — dee schtelpt uk — enn dee Burschuji en Rußlaund en'i Riwilutßioon.

B. Ae — Dick ! Beßt wol — Puf !— dee haft ütjiriwilutßiooneyt — nijh gaunz jischeit! Hia en Canada 'ni Riwilutßioon?!

D. — Etj nijh gaunz jischeit?! Hea Bolt! Wan dü nijh mien Frind enn Naoba weyscht, weyr' etj die dol, wiels dü dwautsch frajhßt. Aus etj maol tao Welt kaum, haud dee ooli Blockschi — dee wea Okischortji — foyts jisajht: „Daut's tao seeni, daut dee Jung fon jischeidi Elri aufschtaumt." — Puf ! — Dee trijht tjeeni Jungi mea ! — „fon jischeidi Elri aufschtaumt," haud see jisajht. Enn aus etj it tweedi Jaoa nao School jintj, kaum maol dee Priwos — choditolstwo Solski en onsi School....

— Puf ! —

B. — Dee tjrijht uk tjeeni Jungi mea !

D. — Wäa, dee Solski?

B. — J woo doch ! Dee Gaofa, dän etj afiins wajhtjnipßt.

D. — Na äwint;dee Solski es uk aul lang doot, enn läwd hee noch, weyr'a aul tao oolt taom Tjinjatjriei, enn dee säd don taom Leera: „Dee tjlieni Dick haft mea aus Jret em Kop !" — Puf ! — Enn nü haft'a een Loch em Kop. —

B. — Wäa, dü, Dick? —

D. — Dusil ! — Dee Gaofa ! Woo kaun etj een Loch em Kop habi?

B. — Na, etj meend daut uk mau soo.

D. — Dü meen nijh ema aulahaund! Dee Solski — etj kun maol sienin gaunzin Tietil, wacht maol: Jiho Priwis — cho — ditelstwo Popischitil Odeskaho utschebnaho Okruga Chrisaunf Pitrowitsch Solski — jao, soo heet a....

— Puf ! —

D. — Dee rant nijh mea wajh. — Enn dee wea bileib keen Dusil wea een grootit Tia....

B. — (unjabräytjind) — Wäa? dee Gaofa?

D. — Dusil dü ! — Dee Solski, säd etj doch.

B. — Na, dan fetal mau wieda, seßt tjemßt dü nijh bot dee canädischi Riwilutßioon.

D. — Na, enn dee Solski säd daut äwa mie, wiels etj soo goot räytjni kun. Enn wiels dee Räytjninj en Canada nijh schtemt, daoawäyjins waoat daut hia 'ni Riwilutßioon jäwi!

B. — Hea maol, Dick, es die dee Bräyji enjifraoyri disin Winta, aoda haft dee Schtorm die dän wajhjiblaoßt? Etj weyt, daut dü een gooda Räytjna beßt, aoba jleefßt dü wertjlijh, daaut'it en Canada daoawäyins wiels dieni Räytjninj nijh schtemt, 'ni Riwilutßioon jäwi sul?! Sie doch jischeit, Maun ! Soowaut läft ji gaoynijh !

D. — Etj näm die dieni Weyd nijh iebil, Bolt, dü beßt tjeen Räytjna. — Puf ! — Dee räytjint uk nijh daoamet, daut wie beid hia unjri Gaofasch Riwilotßioon schpäli. — Dü waoyscht uk boolt aundasch saji. Deelwies haßt dü äwajins rajht. En disi Tiet tjemt eena en sooni Proposautzjooni 'nen, daut eena sitj wertjlijh taotiedi naom Kop faot enn feelt, auf eenim dee Bräyji nijh enjifraoyri aoda wajhjiblaoßt es. Aoba disi Räytjninj fon dee canädische Riwilutßioon schetmt op't Zent.

B. — Dan räytjn mie dee maol fäa.

D. — Aulreit ! Waoa daoytoo 'n bät naoda kaomi. — Soo, nü tjen wie aunfangi. Woofäl Weit haudßt dü latzt Jaoa jibüt?

B. — Ao, soo'n 450 Buschil.

D. — Enn woofäl haßt noch?

B. — Tjeenin.

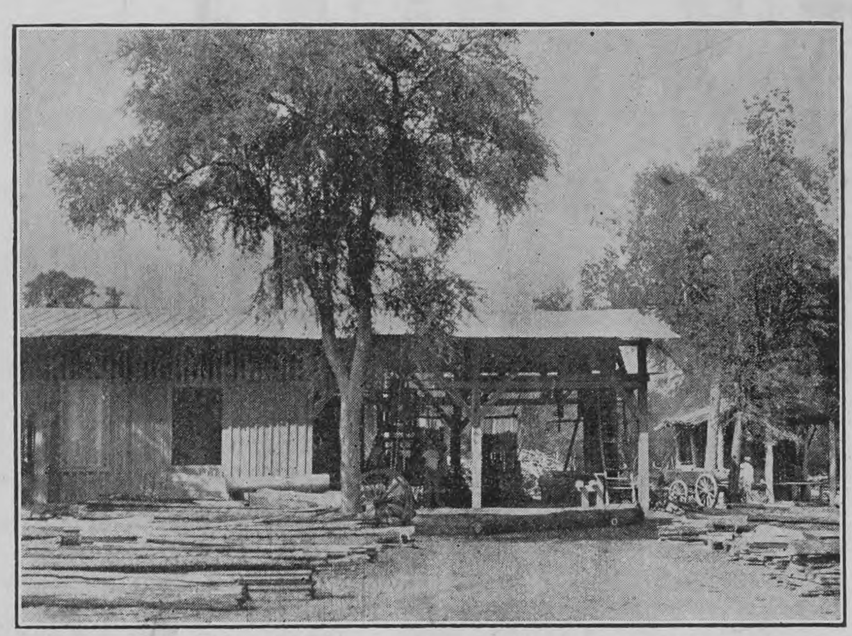
D. — Haßt Saotjiträyjd?

B. — Tjeent.
D. — Woo dia fekofßt dienin Weit?
B. — En'i Aewridsch tao 55 Zent dit Buschil.
D. — Enn waut's dee Pries fondaoyg?
B. — Etj weet nijh jinau. Dee Elewätamaun säd jißtri, dee wud fondaoyg wol 70 seni enn weens bot 80 'nopgaoni disi Daoyg.
D. — Aha! Daoa set it! Woyrom hildßt dü nijh dienin Weit tao Saot?
B. — Na Mensch! Etj mußt doch met Frü en Tjinja woafäa habi tao läwi, enn dan säd dee Kaunßil, mien Weit wea tao Saot nijh goot, dee Munißipaul wud ons bätrin tao Saot jäwi.
D. — Daut's it! Soo sädi dee uk tao mie enn tao auli Faoyrma. Haßt aul Saotweit jitjräyji?
B. — E—woo! Dän waoa wie eyscht gaunz kort fer'i Saodiltiet tjriei. Dee weli nijh lang Zinsi taoli daoarop.
D. — Fon woa waoa wie dan Saotweit tjriei?
B. — Na fon woa seßt, aus üt onsim Eliwäta.
D. — Haßt dü dän Weit biseeni enn jifraoygt, woa dee häa tjemt?
B. — Nä, etj hab nijh!
D. — Hautßt sult! — Daut's deeselwji Weit, dän etj enn dü enn onsi Faoyrma hia em Haoywßt en'n Eliwäta feydi. Enn nü räytjin die daut selwßt üt, auf 'it 'ni Riwilutßioon jeft, aoda nijh.
B. — Waut's daoa tao räytjni, enn waut haft daut met dee canädischi Riwilutßioon tao dooni?
D. — Mensch, nü waoa'r etj boolt jlewi, dü haßt twee Laiha em Kop! Tao eenim blaoßt dee Wind 'nen, enn taom aundrin jeit dien Bräyji fleiti....
B. — (aoyjalijh) — Tao sea hab die mau nijh, Dick, seßt....
D. — Waut heyt hia habi, wan dü nijh tao räytsini feschteißt. Dol brukßt daoawä[illegible]i nijh seni. Paußmaol op, etj räytjin die daut fäa: 450 Buschil tao 55 Zent jeft — 247 Daola enn 50 Zent. Daut senn dieni Ennaomi fe Weit dit Jaoa. Woofäl Buschil brukßt dü tao Saot?
B. — Soo'n 225 Buschil.
D. — Aulsoo kratjt di Halft. Daut jeft — saj wie, runt 124 Daola. Soo dia wea die dee Saotweit jikaomi, wan dü dienin eyjnin Weit jihooli haudßt. Räytjin daoa noch 6% Zinsi fe 10 Moonat too, wan dee Munißipaul die em Haoywßt 124 Daola taom Läwi jiliet haud. Daut maoykt dan aulis toov soo'n — runt 130 Daola, waut die dien Saotweit jikaomi wea.

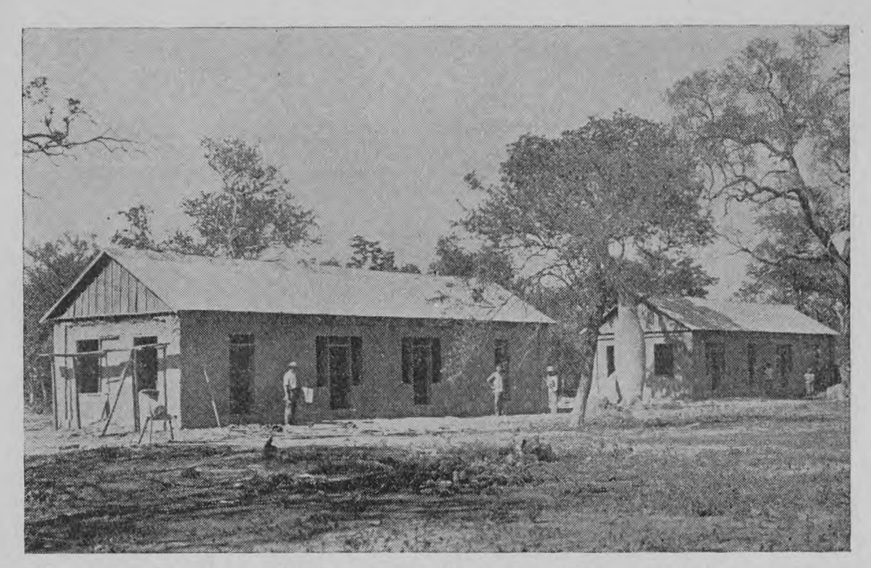
Enn nü wel'wi maol seeni, waut dee die nü kaomi waovt. — Bot wie endlijh dee Permischin tjriee, dän Weit tao nämi üt däm Elewäta, waoyt'a 80 Zent koßti, säd dee Elewätamaun.5 Zent äwrim Strietpries mot wie fer'it Hendli taoli, daut weyri 85 Zent daut Buschil. 85 Zent maol 225 daut es — 191 Daola enn 25 Zent. Tratj daoafon 130 Daola auf, enn dan sitßt dü, daut dü daoafäa, daut dieni 225 Buschil Weit 6 Moonat em Elewäta jiläyji habi — dee haudi kratjt soo goot bie die em Schpitja lidji kunt — dee Tjlienijhtjeit fon 61 Daola enn 25 Zent bitaoli motßt. Enn baowindren haudßt düt daut Fejneyji, dän Weit em Haoywßt hantaofeyri enn kaunßt am nü bie grundloosi Wäyj, met 4 Peyd fer'm Waoygi, nao hüs schlapi. Enn dann haud etj noch nijh jiräytjint, woofäl dü noch aun'i Dokedsch feschpälßt. Dee 61 Daola schtäytji sitj dee Kapitalißti en. Dü haßt jischauft enn jioßt, haßt em Winta jiknaupt enn jifraoyri enn haßt nü — etj enn dee aundri Faoyrma äwajins uk — daut Naoseeni! Na, waut sajßt nü? — Waut beßt soo schtel?
B. — — Daut — daut's ji schratjlijh. — Haßt dü die uk nijh veräy-



Eine „Wirtschaft“ in Fernheim. Isaak Görzen, Schönau.



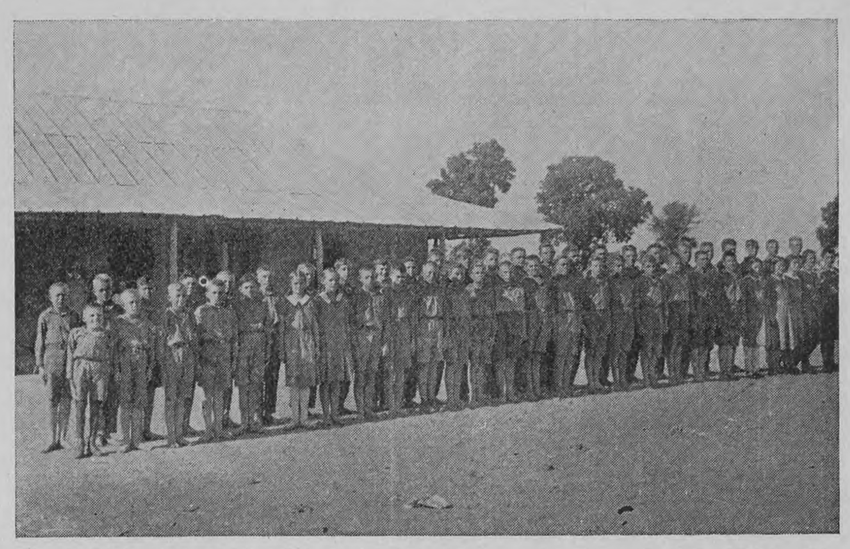
Das Industriewerk in Philadelphia. Das Bild zeigt das Sägewerk. Hier soll die Baumwolle-Entkernungsanlage angebaut werden.



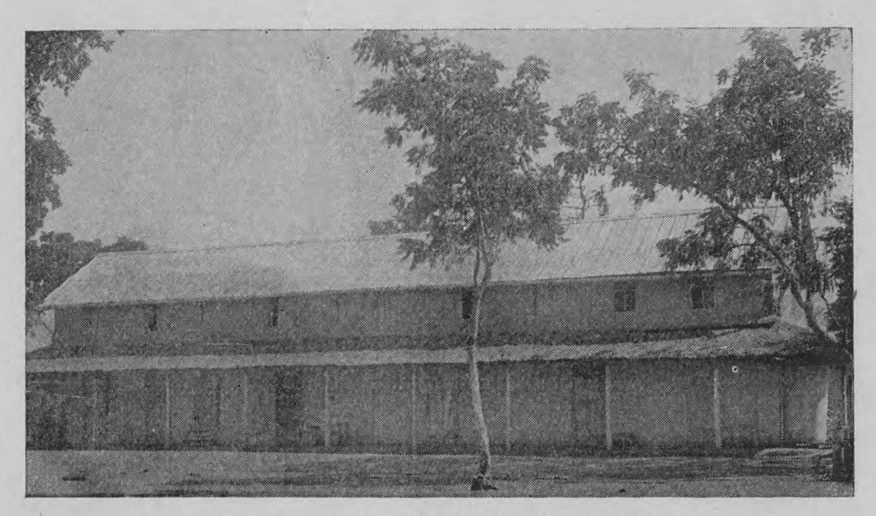
Die Zentralschule in Philadelphia, Fernheim. Nach Fertigstellung dieser beiden Gebäude wird die Zentralschu le von Schönwiese nach Philadelphia übergeführt.



Die Lehrerwohnungen und Küche bei der Fernheimer Zentralschule.



Die Schüler der Zentralschule in Fernheim aus dem Jahre 1935. Im Hintergrunde das alte Zentralschulgebäude in Schönwiese.



Das Krankenhaus „Bethesda" in Philadelphia, Fernheim.



A. A. NEUFELD
1862—1909

Leiter der Chortitzer Zentralschule 1890 — 1905. Gründer der Realschule in Berdjansk und ihr Direktor 1905 — 1909.

tjint Dick?!
D. — Etj mie feräytjni, Bolt!? Niemaols! Aul dee ooli Solski sach mie daut aun, waut etj fer'n Räytjna wea, enn dee ooli Blocksche säd . . .
B. — (Rädt twe‘‘i) — Daut jeft'ni Riwilutßioon en Canada !
D. — (Aoyjalijh): — Nä! dee säd don aul, daut etj fon jischeidi Elri auffschtaum. Daut 'it 'ni Riwilutßioon en Canada jeft, säd etj . . . .
B. — (Fewundat): — Don aul? Don wißt dü daut aul?!
D. — Dusil ! — Nü saj etj daut! Enn dü waoysch t noch maol saji: Hee haud rajht.
B. — Näa, dee Solski?
D. — (Aoyjalijh): — Nä, etj haud rajht !
B. — Na, daut wul etj ji uk mau saji. Nü jleew etj die: 'ni Riwilutßioon jeft'it en Canada, wan dee noch lang soo met'm Faoyrma 'romkajooli.
D. — Mau goot, daut dü daut entlijh jleewßt. Die waut endietschi, daoa heyt uk waut too!
B. — Daut säd äwajins mien Leera uk aul,aoba hee säd uk, wann daut eysch t eenmaol saut, dan saut daut fe ema. Enn dit set. Mutern säd noch en Rußlaund tao mie, eyr'it 'ni freschi Riwilutßioon gauf, sul etj ar daut en'i Tiet saji, daut see sitj daoarop reed maoyki kun.
D. — Dan es'it hejhßti Tiet, daut dü ar daut sajhßt, 'ni Riwilutßioon jeft't en Canada, daut's wes.
B. — Jao, daut jleew etj nü uk, enn etj waoyr'it Mutern foyts saji.
D. — Not ßoo bed! Met 20 Bäbietjneep 18 Gaofasch jischaoti. Tjemt bilja aus Possin, enn't Fejneyji baowinen.
B. — Etj hab met 16 Schoß mau säwi jitjräyji, aoba mie schtoyk uk aul dee Riwilutßioon en'i Fläda.
D. — Weli tao Medach gaoni, dee Klok es boolt twalw.

Die Errettung der Blumenfelder durch den Molotschnaer Selbstschutzverein anno 1919

Die Kolonie Blumenfeld im Jekatjerinoslawischen Gouvernement, hart an der Grenze des Taurischen, acht Werst östlich von der Stadt Orechow und 18 Werst von Guljaipol, der Residenz des berüchtigten Räuberhauptmanns Machno, bestand seit dem Jahre 1848. Es war eine kleine, aber reiche Kolonie, bestehend aus 10 großen Bauernhöfen, die in einer Reihe lagen, jeder Hof genau 50 Faden breit, das ganze Dorf also eine Werst lang. An der anderen Seite der Straße lagen 5 Teiche, auf je 2 Höfe ein Teich als Viehtränke. In der Mitte des Dorfes an der Teichseite standen eine nette Schule und eine ebensolche Kirche. Dazu kamen dann noch hinter den Teichen eine Ziegelei, eine Dorfsschmiede, eine Mühle und noch ein Hof ohne Land. 60 Jahre friedlicher Entwickelung gaben dem Dorfe das Gepräge.

Da kam der Weltkrieg und darauf die Revolution im Jahre 1918. In Guljaipol stand der Räuber Machno auf und fand ungeheuren Anhang in seinem Dorfe, wie auch in allen umliegenden russischen Dörfern. Silberfeld, Ebenfeld, Bergfeld waren die ersten großen Güter, die von Machnos Banden ausgeraubt und zerstört wurden. Dann kam Schönfeld an die Reihe. Das lag ungefähr 30 Werst von uns ab. Wir hörten im Herbst 1918 viel von Raub und Mord und wurden unruhig.

Es war wohl im November, als eines Tages viele Schönfelder zu uns ins Dorf kamen. Sie flüchteten vor Machno, blieben bei uns über Nacht und fuhren dann weiter nach der

Molotschna, die etwa 50 Werst entfernt war von Blumenfeld. Das machte uns sehr unruhig, aber wir hielten noch aus.

Immer schlimmer wurde die Lage. Auch zu uns kamen Banden, nahmen Pferde, Wagen, Kleider, Produkte und Geld. Wir hörten von Kämpfen um der Kolonie Blumental herum, 20 Werst ab von uns. An der Molotschna sollte sich die mennonitische Mannschaft mit den Lutheranern organisiert haben zum Selbstschutz der deutschen Kolonien. Und bei Blumental standen die Machnowschen diesem Selbstschutze gegenüber. Das Leben bei uns in Blumenfeld wurde immer unerträglicher, die Banditen immer unverschämter. Sie sagten mitunter höhnisch: „Ihr wartet auf eure Halbstädter Kameraden, ihr werdet sie nicht sehen, wir bringen euch alle um, ehe sie kommen!"

Im Januar 1919 war es sehr düster um uns und in uns. Bei Blumental kriegten die Machnowzen täglich ihre Haue und dann waren sie wütend uns gegenüber. Wir hegten den Wunsch, irgendwie über die Bahnlinie zu kommen, um nach der Molotschna zu flüchten, aber es war keine Aussicht, da zwischen dieser Bahnlinie und Blumenfeld das große Russendorf Klein-Tokmak lag.

Am 19. Januar tags kam ein Gerücht auf, daß der Molotschnaer Selbstschutz in Klein-Tokmak angelangt sei mit der Absicht, uns zu befreien. Sollte man es glauben? Sollten auf diese Weise unsere Gebete um Rettung erhört werden? An demselben Tage waren noch mehreremal Banditen im Dorfe bei uns, nahmen Pferde u. a. Gegen Abend kam eine Schar dieser Unholde und legten nocheinmal eine Kontribution auf, die den 20. Januar morgens sollte gezahlt werden. Diese Kerle waren aber schon ziemlich unruhig und hatten es sehr eilig. Es wurde finster, wir saßen im Finstern bei verschlossenen Türen, immer durch die Fenster schauend, was kommen werde. Da miteinmal kommt eine Schar, ungefähr 12 bis 15 Mann, bewaffneter Männer zum Schulhause, in dem ich wohnte. Und ich höre von innen, daß deutsch gesprochen wird, und daß mein Name genannt wird. Es wird stark an die Türe geklopft. Und siehe, es sind fast alles bekannte Gesichter, die ich zu sehen bekomme, als ich die Tür öffne. „Gooden Oowent, Fada!" — „Gooden Oowent, Semljak!" so geht die Begrüßung weiter, alles Bekannte, Freunde, Verwandte von Halbstadt, Muntau, Tiegenhagen und darunter einige Samojlower, meine Landsleute von früher. Schnell wurde beraten: Habt ihr Raum für 300 Mann Kavallerie?— Gewiß, wir werden sie unterbringen! — Gut, wir gehen zurück und sind in einer Stunde wieder hier, wir werden euch retten und gehen morgen noch bis Schönfeld, um auch denen zu helfen, ihr müßt dann alle mit uns mit. —

Die Männer gehen. Wir warten— warten eine Stunde, es kommt nichts. Da hören wir von Orechow Kanonenschüsse, Klein-Tokmak wir beschossen. Von dort keine Antwort. Ich gehe hinaus, um einige versteckte Sachen in der Aschbude zu suchen. Da kommt plötzlich eine Schar Reiter direkt auf mich zu — so bei 10 bis 12 Mann. Wer ist's? Sind es Feinde oder Freunde? — Peter, bist du es? werde ich angerufen. Es ist mein Cousin H. F. von Halbstadt mit andern Bekannten und Verwandten. F. erklärt mir, daß die Sache sehr ernst ist — die Bande schießt ja mit Kanonen; Ich darauf: Meinst du denn mit Ballerbüchsen?—Das nicht, aber wir haben keine Kanonen und müssen uns jetzt etwas zurückziehen, und um allem vorzubeugen, kommt mit, und morgen kommen wir vielleicht wieder her. In einer halben Stunde müßt ihr fertig sein. Es ist noch

einer meiner Nachbarn hinzugekommen, der spricht von einem Schultenbott. Aber da fährt ihn eine barsche Stimme an: Was — Schultenbott, entweder ihr kommt mit, oder ihr bleibt hier, da gibts nichts zu beraten! Es ist der Feldwebel oder Unteroffizier Strobel, ein Reichsdeutscher, der auch unter den Selbstschützlern ist. Rasch geht die Kunde von Haus zu Haus. In einer halben Stunde sind wir reisefertig. Auf zwei Bretterwagen sind wir: ich mit Frau und Kind, mein Bruder mit Familie, unser Schwiegervater und ein altes Ehepaar Schröders, er Schröder, schwer krank an Rheumatismus. Einige Betten und Kleider, sonst nehmen wir nichts weiter mit. Bald sind auch die andern Blumenfelder auf der Straße mit ihren Wagen.

Verdeckwagen, Obojaner, Bretter- und Leiterwagen ziehen sich in einem langen Zuge durch die Nacht zum Dorfe hinaus. Kein Schreien, kein Hundegebell, nur hin und wieder ein Seufzer und das Stöhnen unseres Gichtkranken. An beiden Seiten des Zuges sehen wir die Selbstschützler hin und her galoppieren. Das ist unsere Deckung. So ziehen wir in die finstere Nacht hinaus, quer durch Klein-Tokmak, dann über die Bahnlinie weiter dem Süden zu. Von den übrigen Selbstschützlern, die in Klein-Tokmak sein sollten, ist keine Spur, sie sind zurückgegangen. So ziehen wir denn sachte vorwärts. Ungefähr 20 Werst weiter beim Russendorfe Sladkaja Balka stoßen wir auf den übrigen Selbstschutz. Da erst löst sich unser Bann, da erst spricht mein Bruder das erste Wort. Der Morgen graut, wir kommen endlich in Ladekopp an.

Unsere Flucht ist gelungen. Gott sei Dank! Wir drücken unsern Rettern warm die Hand. Sie bedauern, daß sie nicht ganz bis Schönfeld gekommen sind. (Blumenfeld gehört auch zur Schönfelder Wolost). Die Blumenfelder sind alle gerettet bis auf den letzten Mann, etwas über 100 Seelen gerettet aus der Gewalt der machnowschen Bestien. Das also war die Erhörung unserer Gebete um Rettung.

Js. Enns

FRITZ SENN

Hinterm Pflug | Stimmungen

Fortsetzung

Wir pflügten, wie verdrossen, wie im Traum
Erschöpftes Land nach alter Väter Weise
Zu lange schon in ausgetret'ner Gleise
Und ruhten mittags träg am Ackersaum.
Einsame Säer schritten durch den Raum —
Und schwangen heilge Saat im weiten Kreise,
Wie bärt'ge Götter auf der Heimatreise, —
Wir Saate merkten heilges Handwerk kaum
Verpraßt war heil'ge Saat. Wir deckten sie nicht zu
Und flache Furchen dorrten im Gelände,
Die wilden Vögel waren da im Nu.
Es ist nicht Pflügers Brauch, daß er die Saat verschwende,
Er bracht' den Pflug, des' scharfes Eisen blinkt, —
Des' Schürfen war wie Droh'n,mit dem man Knechte zwingt.—

Als ob wir schwer im Schneewehn gehn, so gehen
Wir durch die Fremde auf der Wanderschaft
Durch große Städte, wirr und heidenhaft,
Wo Hurer sich und Laster ungehindert blähen.

In Dämmerstunden bleiben wir nur manchmal stehen
Und atmen auf nach allzulanger Hast,
So wie ein Baum aufrauscht voll jungem Saft
Nach heißem Tag, da keine Lüfte wehen.
Sieh, wie sich eine Furche auftut, so sind wir.
Du winkest Pflüger uns aus allen Dingen,
Von allen Wegen weht es her: Gedenk!
Sieh, wie sich eine Furche öffnet, öffnet dir,
Sind wir gemürbt, du magst den Samen schwingen,
Damit dir werde Ernte und Geschenk. —
Wir raten und deuten, woher wir stammen,
Seit Urzeit wandernd, steigen wir auf.
Wir verloren alles, ja selbst die Namen
Der Ahnen und deren Lebenslauf.
Unsre Pflüge sind rostig und blind geworden,
Unsre Schollen wurden der Feinde Fraß,
Wir schreiten in der Bettler Orden
Durch alle Städte Canadas.
Irrlichter wurden so viele Sterne!
Fragt nicht, wo unser Endziel sei:
Wir sind die Pilger ewger Ferne,
Der ewigen Sehnsucht Kumpanei.

A. A. Neufeld, 1862 - 1909

Lebensabriß; nach verschiedenen Quellen

Es freut mich, die Leser der „Warte" an einen der Großen aus unserem Volke erinnern zu dürfen. Es ist dieses A. Neufeld, weiland Leiter der Zentralschule in Chortitz und Gründer der Berdjansker Realschule. Neufeld war unter Mennoniten allgemein bekannt, aber auch in führenden russischen Kreisen erfreute er sich durchschnittlich einer großen Beliebtheit. In Petersburg im Ministerium begegnete er bei einer gewissen Gelegenheit einem früheren Studiengenossen, der aber jetzt bei der Begegnung hoher Regierungsbeamter war. Mit dem Kurator des Odessaer Lehrbezirks war er so vertraut, daß derselbe ihn bei gelegentlichem Briefwechsel mit Abram Abramowitsch anredete. Er verfügte über ein kolossales Wissen, seine Belesenheit war sehr bedeutend. Sein Auftreten war vornehm; im Umgange aber gab er sich ganz schlicht. Sein Einfluß erstreckte sich weit über die Grenzen seines engeren Arbeitsfeldes.

A. Neufeld hatte, wie Dr. Käfer berichtet, Aussicht auf hohe Ehrenstellen im Staat, verbunden mit einem reichen Auskommen, zog es aber vor, unter bescheidenen Verhältnissen, mit Hintansetzen von Titeln und Orden seinen Brüdern mit unablässigem Fleiß und vorbildlicher Treue zu dienen. Prof. Tschelpanow von Moskau, ein Studienfreund von Odessa her, bedauerte, daß Abram Abramowitsch eine glänzende Karrie-

re ausgeschlagen hätte, nur um seinem Volke dienen zu können. Allgemein sprach man mit Liebe und Achtung von Neufeld, und man schätzte es und war stolz darauf, ein Schüler Neufelds gewesen zu sein.

Inbezug auf unsere Bildung und besonders auf die berufliche Vorbereitung verdanken wir ihm viel. In Pädagogik und Methodik haben wir viel von ihm gelernt; namentlich wurde der Anschauungsunterricht befürwortet, und hat er überhaupt die angehenden Lehrer mit hohen Idealen und fröhlicher Berufsbegeisterung erfüllt.

Unsern Gesichtskreis hat er bedeutend erweitert, indem er das Verständnis für die russische Literatur und Geschichte und für die russische Volksseele vertiefte, ebenso das Verständnis für die deutsche Literatur; selbst für das Studium der Antike hat er einige der Schüler begeistern können, Weltanschauungsfragen wurden erläutert, irrige Auffassungen zurechtgestellt und berichtigt, manches Unklare geklärt und geläutert. Für unser Ergehen hat er sich immer lebhaft interessiert, und hatte der Vielbeschäftigte immer Zeit, wenn wir ihn besuchten. Seiner Tatkraft und seiner Energie ist es zu verdanken, daß an Mittel- und Hochschulen des In- und Auslandes Stipendien für Lernlustige eröffnet wurden;und wurde die Zahl der an solchen Schulen Studierenden um jene Zeit so groß (doch nicht nur bei uns, sondern auch an der Molotschna), daß P. W. Friesen einmal meinte, es mache ihn ordentlich kopfscheu.

Auf Konferenzen war er gerne gesehen. Bei der Gründung der Chortitzer Mädchenschule hat er wesentliche Dienste geleistet. Wo es galt, wichtige, schwerwiegende Fragen zu entscheiden, war Neufeld mit dabei. Besonders wo es nötig war, wichtige Angelegenheiten vor die Obrigkeit zu bringen, hat er, dank seiner Um- und Einsicht, seinem guten Russisch, seiner Beredsamkeit, seiner Gewandtheit im Verkehr und seinerVertrautheit mit russischen Verhältnissen viel geholfen. Das Bildungsbedürfnis unter Mennoniten steigerte sich sehr zu seiner Zeit: neue Zentralschulen wurden gebaut und zwar nach dem Muster der Chortitzer alma mater; und bis in die entferntesten Winkel mennonitischer Siedlungen trugen seine Schüler Neufeldsche Gesinnung, Neufeldsche Erziehungsmethoden und Ideale.

Im Jahre 1862, den 15. März, wurde A. Neufeld in Fürstenau an der Molotschna als Kind schlichter mennonitischer Eltern geboren. Schon frühe offenbarten sich in dem kleinen Jungen große Fähigkeiten. Kaum fünfjährig, wurde er in Münsterberg in die Volksschule abgegeben, wo Lehrer Siemens ein strenges Regiment führte, bei der sogar der geweckte und fleißige Abram nicht immer gut wegkam. Nach Beendigung der Anfangsschule besuchte er noch ein Jahr die Privatschule Ambarzumows in Münsterberg, um dann in die Ohrloffer Zentralschule einzutreten. Diese Schule beendigte er unter Kornel. Unruh und Joh. Bräul.

Auf dringendes Anraten von Joh. Bräul wurde er 1878 nach Berdjansk gebracht,damit er das Gymnasium beziehe. Doch da stellten sich anfangs fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Neufeld war bereits 16 Jahre alt, hatte nicht die geringste Vorbereitung in Latein und war wohl auch etwas schwach im Russischen. Nach einer flüchtigen Prüfung ließ der Direktor ihn in die dritte Klasse eintreten; doch mußte Neufeld sich verpflichten, bis Weihnachten das Fehlende in Latein nachzuholen, d. h. in 3 — 4 Monaten das machen, was die andern Schüler seiner Klasse in 2½ Jahren gemacht hatten. Und hier

kamen Neufelds Willensstärke, Ausdauer und seltene Begabung voll zur Geltung: er bestand nicht nur zur festgesetzten Zeit seine Prüfung glänzend, sondern zählte auch schon in den ersten Monaten zu den besten Schülern der Klasse. Mehr noch: im Mai nächsten Jahres (1879) bestand er die Prüfung mit den Schülern der vierten Klasse, nahm somit in einem Jahre zwei Schulklassen und wurde im Juni desselben Jahres in die fünfte Klasse versetzt. Dabei aber lag ihm nichts ferner, als ein duckmäuserisches Strebertum. Mit ernster und genußreicher Arbeit gingen jugendlicher Frohsinn und Übermut Hand in Hand.

Dabei stellte der Ernst des Lebens große Anforderungen an ihn. Von der fünften Klasse an begann er selbständig für seinen Unterhalt durch Stundengeben zu sorgen. Auf ein kleines Semstwostependium, das ihm angeboten wurde, verzichtete er freiwillig, „weil andere es nötiger hätten als er." Aehnliche Züge von edler Selbstlosigkeit konnte man öfter an ihm beobachten. Vorwürfe seitens seiner Freunde fruchteten hier nichts; in diesen Dingen war Neufeld unverbesserlich.

Anno 1881 hatte die siebente Klasse mit einem unbeliebten Lehrer Streit, und dieser Streit artete in Streik aus. Neufeld und seine Freunde versuchten, die Gemüter zu beruhigen, aber an dem Eigensinn und jugendlichen Übermut der Rädelsführer scheiterte sogar Neufelds Autorität. Die Folge davon war, daß acht Schüler ausgeschlossen wurden, darunter auch Neufeld. Direkte Schuldbeweise gegen Neufeld lagen nicht vor; aber man kalkulierte: „Hätte Neufeld dem Streik wehren wollen, so wäre ihm das bei seiner Autirität leicht gewesen, hat er aber den Streik nicht aufgehalten, so ist das ein Beweis, daß er den Streik zum mindesten gebilligt hat!"

Dieser Ausschluß war für Neufeld ein harter Schlag. Er besaß keine Mittel. Indessen, wo es galt, einen Kampf aufzunehmen und unerwartete Schwierigkeiten zu überwinden, da kam Neufelds Spannkraft doppelt zur Geltung. Er beschloß, noch einmal den Versuch zu machen, noch einmal ein Jahr zu gewinnen und noch im Frühling desselben Jahres das Reifezeugnis zu erlangen. Es war ein Wagen um hohen Preis, und doch, trotz unsäglicher Schwierigkeiten materieller und anderer Art bestand er 1883 in Berdjansk das Abiturientenexamen als Extraner.

Sein Universitätsstudium begann er 1883 in Odessa. Was man immer wieder an Neufeld bewundern mußte, war seine enorme Arbeitskraft. Er arbeitete nicht nur viel, sondern auch schnell; er besaß eben ein außergewöhnliches Fassungsvermögen.

Als Student begnügte er sich keineswegs, den Vorlesungen seiner Professoren systematisch zu folgen, sie waren ihm nur Anregung zum selbsttätigen Streben. Mit den mehr bedeutenden Professoren verkehrte er fleißig und war bei ihnen stets gern gesehen. — Schon als Student des dritten Kursus übernahm er die Bearbeitung eines umfangreichen Themas, das von der philosophischen Fakultät mit der silbernen Medaille belohnt wurde. Bei alldem mußte er sein täglich Brot verdienen, da er ganz auf sich angewiesen war. Zu diesem Zweck gab er Privatstunden und suchte als Journalist so viel zu erarbeiten, als er zum Lebensunterhalt nötig hatte.

Bei solcher Überbürdung fand er immer noch Zeit, jungen Leuten aus den Kolonien, welche sich auf das Abiturium vorbereiteten, unentgeltlich Unterricht zu geben. Solche Schüler hatte er fast immer.

Man sollte meinen, daß nur ein

Mensch mit eiserner Gesundheit so etwas leisten könne. Das war aber Neufeld lange nicht. Er war im Gegenteil von schwacher Konstitution, und schon frühe begann er über verschiedene Gebrechen, die sich später immer mehrten, zu klagen. Das Verhältnis zwischen physischer Anlage und geistiger Inanspruchnahme hat auch ganz bestimmt zu dem frühen Abschluß dieses reichen Lebens beigetragen, das so reich war an Erfahrungen und edlem Streben, aber — leider so arm an äußeren Erfolgen, so arm an innerer Genugtuung.

Ein ihm besonders eigener Zug war seine Bescheidenheit, und dabei war er sich doch seines inneren Wertes bewußt.

Als ihm die Verhältnisse an der Odessaer Universität zu enge wurden, namentlich mit der Einführung des neuen Universitätsstatuts von 1886, ging er auf Anregen einiger seiner Lehrer nach Deutschland, um dort seine Studien fortzusetzen und dann hier sein Examen als Extraner zu machen. 1886 heiratete er und begab sich mit seiner jungen Frau nach Berlin, wo er die Vorlesungen von Mommsen, Treitschki, Burties, Zeller und anderen hörte. Mit dem Altmeister Mommsen trat er in persönliche Beziehung. Seitdem dieser erfuhr, daß Neufeld plattdeutsch spreche, unterhielt er sich mit ihm nur noch in dieser Mundart.

In Berlin machte Neufeld seine wissenschaftliche Sturm- und Drangperiode durch. In der dortigen russischen akademischen Gesellschaft, nahm er eine sehr geachtete Stellung ein. Damals blühte ihm noch die Aussicht auf eine wissenschaftliche Laufbahn. In Berlin blieb Neufeld anderthalb bis zwei Jahre, kehrte dann nach Odessa zurück und bereitete sich hier auf sein Staatsexamen vor. In dieser Zeit arbeitete er auch an der „Odessaer Zeitung", deren kolonialen Teil er leitete.

Nach bestandenem Staatsexamen wurde er stellvertretender Lehrer am Gymnasium in Berdjansk und kam von dort nach Bachmut. Dort fühlte er sich nicht glücklich. Als daher anno 1890 die Chortitzer Gemeinde ihn rief, folgte er dem Rufe, wurde Leiter der dortigen Zentralschule.

An dieser Schule blieb er fünfzehn Jahre, von 1890 — 1905; und diese Periode war eine hochbedeutsame. Es war ein guter Griff, den der Chort. Schulvorstand (Kirchenkonvent und Gebietsamt) tat, indem er Neufeld berief. Mit seinem Antritt wurden die pädagogische Klasse und die Musterschule endgültig eingerichtet. Neufelds Einfluß auf den ganzen Ch. Schulrayon war groß. Sein großer Charakter erwarb ihm auch in einem für einen mennonitischen Zentralschullehrer seltene Grad Vertrauen und Achtung der Adiministration und Schulbehörde, und manches konnte er dadurch für die Schulsache erwirken, was anderwärts nicht gelang. Längere Zeit sogar war er betraut mit einer Art Sub-Inspektorat über sämtliche deutsche Kolonistenschulen des Jekaterinoslawer Kreises, in welcher Eigenschaft ihm leider Widerwärtigkeiten nicht erspart blieben. Kirchenkonvent und Lehrerschaft überließen ihm gerne eine Art selbstverständlicher Oberleitung der ganzen Elementar- und Zentralschulsache;und in den Beratungen der Bezirksversammlung in Schulangelegenheiten hatte er ein freies und einflußreiches Wort. Eine Nachwirkung dieses Zeitabschnittes war auch der Beschluß, die zweijährige pädagogische Klasse in ein drei- oder vierjähriges Lehrerseminar umzuwandeln, welcher Beschluß erst nach einigen Jahren verwirklicht werden konnte. Die Chortitzer Bezirke, Mutter- und Tochterkolonien und dito Gutsbesitzer, waren glücklicherweise einheitlich

in Schulsachen, besonders inbezug auf Selbstbesteuerung, freiwillige Kollekten und dergleichen. Das Maß von Lehrerbildung, das die pädagogischen Klassen gaben, war leider auf die Dauer nicht ausreichend; daher die Notwendigkeit ihrer Umwandlung in Seminare. Auch muß man im Auge behalten, daß die Zentralschulen unsere wichtigsten Prediger-Vorschulen waren.

So hat denn Neufeld, wie H. H. Epp schreibt, sich in rastloser Arbeit und mit hervorragender Sachkenntnis um die Hebung unseres Volkes bemüht. Unter seiner Leitung entwickelte sich die Zentralschule zu einer Bildungsanstalt, die den Gemeinden von unschätzbarem Nutzen war und die manch treuen, gewissenhaften Arbeiter für den Lehrerberuf und das Leben vorbereitet hat. Er war ein treuer Kollege, der den andern stets mit gutem Rat zur Seite stand und auch ihre Fehler liebevoll trug, ein gottbegnadeter Denker, ein treuer Freund und angenehmer Gesellschafter, ohne Stolz und ohne Falsch, mit einem Herzen voll Liebe für seine Familie und die Mitmenschen — so war Abram Neufeld, einer unserer besten Männer.

Mit dem Weggange von Chortitza war sein Lebenswerk noch nicht beendet. Von vielen Seiten aufgemuntert und unterstützt, wagte er einen Schritt, der nur für ihn allein ausführbar war. Er bat beim Unterrichtsministerium um die Erlaubnis, in Berdjansk auf seinen Namen eine Privat-Realschule mit staatlichen Rechten für Schüler und Lehrer eröffnen zu dürfen. Die Notwendigkeit solcher Schule lag auf der Hand. Der Mittelschulen waren verhältnismäßig wenige, und daher der Eintritt in dieselbe schwierig, besonders für die Absolventen der deutschen Zentralschulen, die wegen ihres Alters in die vierte, fünfte Klasse eintreten sollten, in der Regel aber die russ. Sprache mangelhaft beherrschten und auch sonst mancherlei Lücken in ihrem Wissen aufwiesen. Waren die deutschen Jungen aber erst drinnen, dann zählten sie bald zu den besten Schülern. Doch um die Schule ins Leben zu rufen, kostete es wieder viel Mühe, einmal die obrigkeitliche Erlaubnis zu erlangen, und dann die Mittel zu beschaffen, da Neufeld vollständig mittellos war. Aber mit gewohnter Ausdauer ging er an die Arbeit.

Und es gelang. 1905 wurde die Schule eröffnet. Als es sich um die Besetzung des Direktorpostens handelte, sagte der Kurator des Odessaer Lehrbezirks: „Sie haben sich ja selbst zum Direktor gemacht, und werden wir Sie dann auch als solchen anerkennen müssen." Aber es hat viel Mühe gekostet, die Mittel zu beschaffen, und auch sonst viel Scherereien mit der Behörde und von wegen der Anstellung von Lehrern gegeben. Aber das Unternehmen gedieh, die Schülerzahl mehrte sich, und besonders die deutschen Jungen fanden in Neufeld einen Mann, der sie zu beurteilen verstand.

Aber der Gründer und Leiter hatte seine Kräfte aufgerieben, und am 9. Januar erfolgte ein plötzlicher Tod, infolge Schlaganfall. Auch in Berdjansk war er in kurzer Zeit eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden, und bekleidete er auch hier viele und verschiedene Aemter. Ein großer Leichenzug und zahlreiche Blumenspenden zeugten von der Liebe und Achtung, die man ihm hier und auch in weiteren Kreisen zollte.

A. Neufeld war, wie P. M. Friesen (der überhaupt mit großer Achtung von ihm sprach) schreibt, eine wirklich gelehrte Persönlichkeit mit reichem Wissen und weitem Blick. Er war und blieb bis an sein Ende ein Idealist im guten Sinne des Wortes, trotz mancher Umstände, die ihn hät-

ten verbittern mögen. Daß er sein Wissen und seine Kraft zum allergrößten Teil der kleinen mennonitischen Schulwelt widmete, ist ihm hoch anzuschlagen. Die Chortitzer Schulsache verdankt ihm einen starken Aufschwung. Die starke Hälfte der Dorfschulen des Chortitzer Bezirks (mit Schönwiese) war zwei- bis vierklassig (Einlage) geworden, und hat seit der Zeit die Altkolonier Schule, im allgemeinen, die Molotschnaer überflügelt. Die Altkolonier Zentralschulen waren vierklassig, bei vier bis fünf Lehrern (gegen drei Klassen bei drei Lehrern der Molotschnaer Zentralschulen).

Ich kann nicht umhin, hier noch zu zitieren, was P. Friesen über Neufelds Stellung zur Religion sagt. Diese Frage ist ja bei rechten Mennoniten von größtem Wert.

„Ein ‚bekennender Gläubiger', wie wir ihn verstehen, ist Neufeld nicht geworden, aber ein ‚Gottsucher' war er, und wir haben nie anders an ihn denken können als in Erinnerung an unseres Heilands Wort: ‚Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit . . . .', und an eines großen Christen Ausspruch: ‚Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.' Viel Anstoß nahm er an dem ‚vielen Reden und den kleinen Leistungen' der ausgesprochen Gläubigen und an dem unschönen Parteistreit der verschiedenen Lager der gläubigen Bekenner. Wir können nicht umhin, einen gut verbürgten Ausspruch Neufelds vor dem Vergessenwerden zu bewahren, den er einem guten Freunde gegenüber tat, (der seinen Glauben gern und laut, ‚zur Zeit und zur Unzeit' zu bekennen pflegte): ‚Hör, wenn ich hätte, was du vorgibst zu haben, dann wäre ich ein anderer, als du und ich jetzt sind.' — Und wenn wir entschiedene Gegner von einigen theologischen Aeußerungen Neufelds sind, und obwohl unsere Erwartung bis zu seinem uns mit vielen Tausenden so schmerzlichen frühen Abscheiden, — daß er ein an der Spitze der Gläubigen (man wolle verstehen, wie wir das meinen) stehender Kraft- und Vormann werden sollte, — nicht in Erfüllung gegangen ist in unserm Sinn, — so müssen wir doch unsere ehrliche Überzeugung aussprechen, daß Neufeld in viel völligerer Weise, als es der Durchschnitt von ‚uns Gläubigen' tut, seine Kraft dem Ideal und dem Pflichtbewußtsein, das seiner redlichen Erkenntnis entsprach, zum Opfer gebracht hat, als seinen vernünftigen Gottesdienst. Er wollte ein Einiges, ein Ganzes von Empfinden, Erkennen und Glauben, von Reden und Leben in der ganzen persönlichen, häuslichen, beruflichen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebenshaltung des Menschen, und solchen Menschen, verstand er als Christen. Wieviele solche fand er unter uns?!

Bei großem Verstande besaß er ein tiefes Gemüt voll Sehnsucht nach idealer Freundschaft, Liebe und Familienglück."

Aus dem Archiv

Ich bin einsam. Ich bleibe immer zu Haus.
Ich bin niemandes Gast.
Die Aehre säet sich selber aus,
Die der Schnitter verpaßt!

Fritz Senn

Onkel Peters Geschichtenverein

Mein liebes Jungvolk!

Im verflossenen Monat ist die Mitgliederernte recht spärlich ausgefallen. Wir sind aber auch schon ein nettes Häufchen, und wenn wir uns einig sind ....

Was ich aber bedaure, das ist, daß ihr so schreibfaul seid. Woran liegt's, fehlt's an Mut, fehlt's an Zeit? Es kommen ja jetzt im Frühling für die meisten von euch allerhand Prüfungen und Examen und zum Abschluß bunte Prozentrechnungen, die ihr dann euren Eltern zu präsentieren habt. Und da ist euch natürlich nicht ganz behaglich zu Mute, wenn eures Vaters Stirn sich in Falten legt, während er eure Prozentblätter studiert. Es heißt also lernen, lernen. Kenn ich alles, kenn ich alles. — Und dazu kommt der Frühling, und mit ihm Baseball (Schlagball), Gofers, Robins, junge Kaninchen, Zaunkönige, Entdeckungsstreifzüge durch den nahen und durch den fernen Busch u. s. w., u. s. w., und das alles erfordert Zeit, viel mehr Zeit als euch eigentlich übrig bleibt, wenn ihr nebenbei auch noch Vaters Farm und Mutters Gemüsegarten in Gang bringen sollt. Aber ganz solltet ihr Onkel Peter doch nicht vergessen.

Neu angemeldet haben sich:

36. Helmut Siemens, 16 Jahre, 9. Schuljahr, Adr.: Grassy Lake, Alta.
37. Reinhold Klassen, 18 Jahre, 9 Jahre die Schule besucht, Adr.: Witmarsum, Mun. Hammonia, Est. Sta. Catharina, Brasil.

Dann ist da noch eine Anmeldung:

4. G. G. Wiens, 74½ Jahre alt, 13 Jahre zur Schule gegangen, Adr.: 163 West 54 Street, Los Angeles, California, U.S.A.

Unser Plauderstündchen

Wie ihr seht, kommen die neuen Mitglieder aus drei verschiedenen Punkten des amerikanischen Kontinents, die weit von einander entfernt und in drei verschiedenen Ländern liegen. Besonders freuen wir uns, daß wir nunmehr ein Mitglied auch in Brasilien haben. Es kommen von dort hoffentlich noch mehr; denn zu denen dort an der anderen Seite des Aequators sind wir ganz besonders neugierig.

Helmut Siemens schreibt: „Ist da noch genügend Raum für noch einen Mann? Wenn ja, dann möchte ich mich eurer Seeräuberpartei anschließen. — Das Buch „Die Heimat in Flammen" von G. G. Töws habe ich vor drei Jahren gelesen. — P. S. Wenn Du im Falle nicht weißt, was ich bin, wegen meinem fremden Namen, — ich bin ein Junge."

Es war mir doch gleich so, Du müßtest ein Junge sein, schon wegen den Seeräubern, übrigens kenne ich noch verschiedene andere Helmute außer Dir, und das waren auch alles Jungen oder Männer. Ja, wir können eben nicht alle Peter heißen. Aber ein Vorteil beim „Peter" ist doch: wenn da mal der Lehrer in der Schule neugierig wird und sich einen geometrischen Lehrsatz will erklären lassen und nach seiner Schülerliste aufruft: Peter . . . da hat man eine Sekunde lang noch Hoffnung, daß man's nicht gerade selber wird, sondern vielleicht der Peter Warkentin, oder der Peter Wiens, oder der Peter Klassen, oder so weiter. Diese Galgenfrist gibts für Dich kaum, Helmut, was?

Reinhold Klassens Brief

bringe ich hier ganz, er wird euch alle interessieren:

Lieber Onkel Peter!

Mit viel Interesse habe Deinen Aufruf in der Januarnummer gelesen. Mein Vater hat ihn auch der Jugend hier vorgelesen, und wir waren damit einverstanden, obgleich das mit der Seeräuberromantik wohl ein paar hundert Jahre zu spät kommt. Aber wir waren doch froh, daß Du uns nicht nur weise und belehrende Vorträge schreiben willst; denn davon haben wir auch die Nase voll. — Also wir lasen den Aufruf, und wir beschlossen zu schreiben. Aber zwischen dem Beschließen und dem Vollbringen liegt doch eine Zeit. Und so kam in diesen Tagen schon die nächste Warte an; aber kein Brief war abgegangen. Da dachte ich: jetzt ist's höchste Zeit, sonst kommt noch die dritte Nummer. Und so setzte ich mich heute abend dazu hin. Also wir wohnen hier am Krauel. (Die Altkolonier haben keine Extraaussprache dazu). Die Siedlung ist über 30 km. und umschließt noch 6 Seitentiefen. Unser Haus liegt am Stadtplatz Witmarsum, wo schon allerlei Industriebetrieb ist, außer 2 Schulen und dem Krankenhaus. Uns gegenüber liegt die Schneidemühle. Diese arbeitet Tag und Nacht, so daß die Industrie auch immer zu hören ist;denn ihre Pfeife hört man bis 20 km weit. Ich selbst arbeite jeden Tag auf unserer Kolonie von 30 ha. Bis jetzt sind erst 12 ha geschlagen, und 2 ha davon ist Pflugland. Ich habe daran jeden Tag mehr als genug Arbeit und werde garnicht immer allein fertig. Aber daß das viel einbringt, darüber kann man sich hier auch nicht beklagen. Die beinahe einzige Einnahme hat bis jetzt die Milchwirtschaft, außerdem Nutzholz. Aber jetzt soll noch die Stärkefabrik fertiggestellt werden, so daß wir noch hoffen können.

Nun will ich mal schließen, obwohl ich nicht weiß, ob ich sobald eine Geschichte erleben werde. Mit vielen Grüßen an Dich und den Geschichtenverein.

Reinhold Klassen

———

Na, Reinhold, über das „Nicht — vieleinbringen" sollst Du Dich nur trösten, wenn es ein Trost ist, zu wissen, daß es vielen vielen anderen Deinesgleichen genau so geht wie Dir. Viel, viel Arbeit — wenig, wenig klingender Erfolg — davon können wohl alle unsere Mitglieder in Canada auch ein Liedchen singen.

Und jetzt haben wir noch ein neues Mitglied, das unter der Nummer 4 eingetragen ist. Es ist kein Druckfehler, wenn da das Alter mit 74½ Jahren angegeben ist. Onkel Wiens ist wohl an Jahren ältlich, an Erfahrung reich, an Geist aber jung und rüstig. Anders hätten es ihm die Seeräuber nicht antun können. Er schreibt uns auch eine lustige Seeräubergeschichte, die wohl in der nächsten Nummer kommt. Übrigens kennt ihr Onkel Wiens wohl alle, er schreibt die drolligen Geschichten „Dee goodi ooli Tiet," die uns erzählen, wie es früher bei den Mennoniten war. Onkel Wiens kommt selbstverständlich auf die Ehrenmitgliederbank, die wir ja speziell für solche Mitglieder haben, die schon ein Endchen über die Zwanzig hinaus sind, die uns aber beim Geschichtenerzählen helfen wollen. Von Tante Marie haben wir schon zwei Geschichten gehabt, vom Peter-Vetter liegen auch schon etliche bereit, von Onkel Wiens auch eine, und wenn uns Onkel Töws auch noch etwas schreibt noch ehe die Ochsen am Berge feststehen, so sollte uns das freuen, wüßten wir dann doch, daß uns die Puste nicht sobald ausgeht; denn auf euch, Jungen und Mädel, ist kein rechter „Verlaß."

Meine „Peterchen-Geschichte" muß heute wieder ausfallen des Raummangels wegen, dafür wird mein Peter-Vetter euch heute einen seiner Träume erzählen; denn träumen tut er allerhand.

Peter-Vetter schreibt:

Lieber Onkel Peter!

Bitte, bring doch nicht wieder „Lorbeer - Kranz - Krönungs - Berichte" der Geschichten - Verein - Ehren - Mitglieder - Geschichten-Schreiber, Onkel und Tanten! Bald wäre ein Unglück geschehen! Nachdem ich den besagten Bericht gelesen hatte und vor Stolz schier berstend mich zu Bette gelegt hatte, konnte ich lange nicht einschlafen. So viel Ehre war mir noch nie zuteil geworden! Als ich endlich doch eingeschlafen war, hatte ich einen schrecklichen Traum und solches Alpdrücken, als wären nicht nur der Montblanc, die Jungfrau und die anderen Alpenspitzen, sondern auch der Kilomandscharo, Haurisancar, Everest, das ganze Hymalaja - Gebirge, der Elbrus und Kasbek, die Anden und die Kordillieren und ganz oben auf das Felsengebirge von B. C., weiter reichte mein Blick nicht, aber nach dem Drucke zu urteilen, waren da noch ein Dutzend oder zwei mehr von Gebirgen, alle gerade mir auf den Magen gestellt!

O boy! — hab' ich mich gequält, mich da hervorzuwridjlen ....!

Und als ich so gut halb damit fertig war, da steht der Onkel Peter von der Warte vor mir und schreit: Du denkst wohl: Reicht nur ruhig den dritten Lorbeerkranz her! u. s. w.

„— Jene Ankerkette her! Schnell, schnell! Daß wir ihn gefesselt haben, ehe er sich unter den Bergen hervorgewridjilt hat!! Wenn der Kerl freikommt, der schlägt alles in Scherben; er ist von Hochmut besessen wegen der Lorbeerkranz - Krönungsgeschichte und so stolz, daß er seine nichtgekrönten Nächsten und Kameraden gar nicht mehr sieht und ...."

Und dann sehe ich, daß es gar nicht der Onkel Peter von der Warte ist, und der neben ihm ist nicht der Warte-Editor, sondern es sind zwei Bolschewiken aus Rußland, dieselben, die mich anno 1918 mal aufhängen wollten. „Jetzt gilt's, Peter-Vetter!" sag ich zu mir. „Wenn du jetzt nicht ....!"

Und so bin ich auch schon unter den Gebirgen hervor, die purzeln nur so von meinem Bett, daß es klätert und klirrt! Und dann stürze ich mich auf die Bolschewiken, krieg' den einen zu halten und schüttele ihn ....

Und dann war das wieder kein Bolschewik, sondern .... sondern ... es war Muttern, meine Frau, die ich würgte und .... was dann kam, well, Onkel Peter, das erzähl ich nicht mal Dir!

Aber am andern Morgen mußte ich einen Tisch zusammenleimen und eine neue Lampe und verschiedenes anderes kaufen, was ich in der Nacht kaputtgeschlagen hatte ....!

Nein, Onkel Peter, solche Geschichten stelle nicht mehr in die Warte, wo die Mitglieder, ob jung oder alt, mit Ehren und Lorbeerkränzen gekrönt werden! Denk doch bloß mal daran, wenn solche Jungens wie der Jakob K. Wiens, Herschel, und der Peter Warkentin, Superb; oder Mädel wie die Hedwig Dyck und Elsbeth Penner nun auch so hochmütig zu Bette gingen und solch furchtbare Träume und schreckliches Alpdrücken wie ich durchzumachen hätten! Und wenn die dann stolz würden und ihre Kameraden nicht mehr sehen wollten. ... Nein, Onkel Peter, dann bin ich dafür, daß jeder Schreiber im Geschichtenverein sich in Zukunft damit begnügen muß, wenn Du sagst: „Das war gut, schön, brav u. s. w." aber keine Krönungen mehr! Mir schmerzt es noch in der Magengegend,

wo die Berge lagen und ... und ...
Der Peter-Vetter

Nachschrift von Onkel Peter:

Eine verdrehte Welt — einen lassen fremde Lorbeeren nicht schlafen, den andern die eigenen.

Aus dunkler Zeit / Von Fritz Eckig

3.

„Die Deutschen kommen!" so hatte es schon seit mehreren Tagen einer dem andern gesagt, und immer noch kamen sie nicht.

Je näher sie aber kamen, desto gräßlicher wüteten die Roten. Besonders unheimlich und grauenhaft war es an dem Tage, wo die Deutschen gegen Abend ihren Einzug hielten. Schon am Morgen gingen Matrosen und suchten die Häuser ab, wo Kriegsgefangene waren, und mordeten dieselben auf eine gräßliche Art. Wo ich konnte, schickte ich den Kriegsgefangenen Nachricht, damit sie sich noch schnell verstecken konnten. Unweit unseres Hauses, in der Nachbarschaft, waren vier Kriegsgefangene; drei wurden an die Wand gestellt und erschossen, den vierten mordeten die Banditen im Bett. Ich habe ihn später selber gesehen, wie er in einer Blutlache lag. —

Immer kamen die Deutschen noch nicht. Mit Grauen sahen wir der kommenden Nacht entgegen. Da sollten — so hieß es — alle Deutschen umgebracht werden. Um 4 Uhr nachmittags verstummte der Kanonendonner und eine unheimliche Stille lagerte sich über die Stadt. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen, kein Fuhrwerk zu hören. Alles in banger Erwartung, was nun kommen werde. Da kommt auf einmal ein Bursche, der etwas einfältig war, herangesprengt und ruft so laut er nur kann: „Gelobt sei Gott! Gelobt sei Gott!" Ich frage: „Was ist los?" Er antwortet mit vor Freude strahlendem Gesicht: „Die Deutschen sind da!"

Es dauert nicht lange, da sind die Straßen voll von Militär. So gemütlich und sicher halten sie ihren Einzug, als ob sie nicht in Feindesland, sondern zuhause wären.

Abends ging ich mit dem Hauptmann Eduard Flugge, der bei uns Quartier genommen, zu dem Hof, wo seine Soldaten untergebracht waren. Dieselben saßen beim Abendbrot und waren guter Dinge. Als sie gegessen, sagte ich: Wir wollen aus Dank für die Errettung von den Roten das Lied: „Nun danket alle Gott" singen. Das Lied kannten alle, es war ja auch, wie ein Soldat sich äußerte, nach dem großen Sieg bei Leibzig gesungen worden. —

Den Ermordeten sollte ich die Leichenrede halten. Ehe es aber dazu kam, trafen die Feldprediger ein, und natürlich trat ich gerne zurück. In der Leichenrede schilderte der Prediger, wie mit Sehnsucht die Ermordeten auf das Eintreffen der Ihrigen gewartet, wie sie von gemeinen Straßenräubern an die Wand gestellt und erschossen seien. Wer noch ein Herz in der Brust hat, das deutsch fühlt, muß sich empören ob solcher Greueltat. Das Rächen für dieselbe aber wollen wir Gott anheimstellen. —

G. LOEWEN

Was Häschen mir sagte Ein Jugendgedicht

Ich saß im Wald gedankenschwer
Und sann so hin und sann so her:
Was wohl der stolze Mann gedacht,
Als ich ihm einen Kuß versagt?
O daß der liebe Mann es wüßt',
Wie gerne ich ihn hätt' geküßt!
Wie ich ihn liebe warm und treu
Mit jedem Tage immer neu, —
Daß nur mein scheues Mädchenherz
Bereitet ihm den kleinen Schmerz!
Ich glaub', er zürnte mir nicht mehr
Und macht' das Herz mir nicht so schwer.—

So saß ich da gedankenschwer
Und sann so hin und sann so her,
Und dachte, was ein Mädchen denkt,
Das, halt, sein junges Herz verschenkt....

Da plötzlich — puff! — o wie es knallt!
Wie es von Stamm zu Stamme schallt!
Und sieh! — ein Häschen vom Blut so rot,
Es läuft zu mir in seiner Not
Und sinket still in meinen Arm —
Ich halt's an meinem Busen warm. —
„O wie gefühllos ist der Mann
Was hat man, Häschen, dir getan?"
Ringt sich's aus meiner Brust hervor.
Da hebt es müd sein Haupt empor:
„Schilt nicht, o Maid, des Mannes Herz!:
Wiss', wen er liebt, dem macht er Schmerz."
Es sagt's — und stirbt an meiner Brust, —
Ich weint' und lacht' vor Schmerz und Lust....

Dann saß ich wieder gedankenschwer
Und sann so hin und sann so her.
Und dachte an des Häschens Wort,
An eignen Herdes stillen Port,
An all mein Bangen Nacht und Tag,
An meines Herzens wehen Schlag: —
Ja, wahr ist's, was das Häschen sagt,
Daß, wen er liebt, er Schmerzen macht.

Die Mennoniten in aller Welt

Mexiko

— Der „Steinbach Post" schreibt man aus Mexiko:

Freiheiten werden hier jetzt angeboten, wenn wir mit Unterschrift versprechen, hier zu bleiben. Aber uns fehlt mehr denn nur Schulfreiheiten: uns fehlt der Schutz für Leben und Eigentum; denn Raubüberfälle sind häufig, zuweilen fast an der Tagesordnung, und die ganze hiesige Einrichtung erlaubt es uns nicht hier zu bleiben. Unlängst haben drei Räuber Martin Klassen, Hochfeld, als er von der Stadt kam, überfallen am lichten Tage.— Klassen war mit einer Fuhre Bohnen zur Stadt gefahren u. auf dem Heimwege von den Räubern verfolgt worden; nachdem sie ihn überfallen und er ihnen das Geld, etwa 35 Pesos, eingehändigt hatte, gaben sie ihm einen Schuß in den Oberschenkel, nahmen seine Uhr und ritten davon. Klassen mußte ins Hospital nach Chih. gebracht werden. Gestern ist der lahme Joh. Thiessen überfallen und mit vier Schüssen verwundet worden.

Paraguay

— Statistisches aus der Kolonie Fernheim (nach dem Menno-Blatt): Juni 1. Februar 1936

Aussaatfläche:

Baumwolle	998 ha.
Kafir (Sorgum)	365 ha.
Erdnüsse (Mani)	243 ha.
Mandioca	10 ha.
Bataten	38 ha.
Bohnen	62 ha.
Zuckersorgum	96 ha.
Wassermelonen	55 ha.
Total:	1867 ha.

Bemerkung: Außer dieser Fläche sind in den Dörfern noch nach dem 1. Februar eine Anzahl von Hektaren eingepflanzt worden, die noch nicht registriert wurden.

Vieh- und Geflügelbestand

Jungvieh bis 2 Jahre	1186 Stück
Kühe von 2 Jahre u. älter	1085 Stück
Ochsen von 2 Jahre u. älter	840 Stück
Zuchtstiere v. 2 J. u. älter	32 Stück
Pferde und Maultiere	508 Stück
Schweine	593 Stück
Hühner	6790 Stück
Enten	80 Stück

Brunnen

Solche mit Süßwasser	150 Stück
Solche mit Salzwasser	75 Stück
Total:	225 St.

Obstbäumchen

Orangen	1257 Stück
Mandarinen	195 Stück
Andere Früchte	1214 Stück
Total:	2666 St.

Diese Daten sind entnommen dem Fernheimer Koloniesamte.

— Zu den Maschinen für die Baumwollentkernungsanlage in Philadelphia ist nun auch eine 88 P. S. Wolffs - Lokomobile erstanden worden. Es wird gegenwärtig eifrig am Bau eines zweistöckigen Schuppens für diesen Betrieb gearbeitet. Wörtlich heißt es dann weiter dazu im „Menno-Blatt":

„Die Baumwollernte ist bereits im vollen Gang. Da die Frachtsätze noch wieder um ein Bedeutendes angezogen haben, so ist die Entkernung an Ort und Stelle auch insofern von Wichtigkeit, daß unserer Kolonie zweidrittel der Frachtspesen bis

Asuncion erspart bleiben. Ferner bleibt uns der Same, ein sehr nahrhaftes Viehfutter, in der Kolonie. Hätten wir nur noch auch die entsprechend starke Oelpresse, so ließen sich die Kerne zu einem guten Speiseöl verarbeiten.

— Über die Ernteaussichten wird in demselben Blatt berichtet:

Die Ernteaussichten für die Chacokolonien, die anfänglich durch Begünstigung reichlicher Niederschläge recht gut waren, sind nun durch Dürren, Mehltau und Ungeziefer stark zusammenschrumpft. Nach heutiger Berechnung dürfte unsere Kolonie von der Baumwollaussaatfläche dieses Jahres (998 ha) gegen 630 ha im Vorjahre kaum nur dieselbe Anzahl von kg. ernten. Auch das Futtergetreide wird wieder nur knapp werden. So fällt auch die Ernte der Erdnuß sehr mager aus, wie auch die der Bohnen und der Bataten. In den meisten Küchen wird wieder Schmalhans hausieren. Auch Kleiderschrank und Kommode (wo sie vorhanden sind) werden nicht vor Überfülle bersten.

— Aus dem Protokoll der Bezirksversammlung von Fernheim am 18. März 1936:

Hospital. Im Abrechnungsbericht wird besonders der hohe Anwuchs der Schulden des Krankenhauses hervorgehoben. Die seinerzeit vom M. C. C. bewilligten 600 Dollar sind bereits aufgegangen, und es fehlt an Quellen zur Finanzierung des Hospitals. Um aber die gute Sache nicht eingehen zu lassen, wird auf die Dauer von drei Monaten eine monatliche Beisteuer von drei Pesos pro Seele aufgelegt. Nach Ablauf dieser Probezeit sind dann weitere Schritte zu unternehmen.

Zentralschule. — Die Abrechnung des letzten Jahres in der Zentralschule ergibt das Resultat, daß der Unterhalt zur Hälfte von den Schülern gedeckt worden ist. Die andere Hälfte wurde aus einem andern Koloniezweig gedeckt. Diese Zahlungsweise soll auch künftig gehandhabt werden. Die Ausführung der neuen Bauten für Schulzwecke wird von der Sitzung gutgeheißen.

Brasilien

Nach der „Brücke" wird die diesjährige Ernte in Witmarsum eine mittelmäßige sein. Sie hat bereits begonnen. „Wenn sie noch nicht ganz ausreichen sollte, um den Bedarf des Jahres zu decken, dann liegt zum Teil die Schuld daran, daß nicht überall genug Arbeitskräfte vorhanden waren, um das Maisland zu bearbeiten, zum Teil daran, daß manche sich mehr auf Anpflanzung von Aipim warfen, als auf Mais, zum Teil aber auch daran, daß einige Kolonisten mit Holzfahren viel auf der Straße lagen, um sich Bargeld zu beschaffen. Diese letzteren müssen sich jetzt natürlich den recht teuer gewordenen Mais kaufen.

Canada

In Winnipeg in der Young Church gab der mennonitische Chor „Eintracht" am 21. Mai ein Konzert, dessen Hauptnummer der 2. Teil des Oratoriums „Paulus" von Mendelssohn-Bartholdy war. Das schwere Gesangstück, das an den Chor und die Solosänger recht hohe Ansprüche stellt, war unter Leitung des Herrn F. C. Thießen während der Wintermonate eingeübt worden. Der Vortrag war gut, stellenweise sehr gut, und es war ein wahrer Genuß, ihm zu lauschen. Die Winnipeger Mennoniten haben ein übriges Mal den Beweis erbracht, daß die Mennoniten nicht nur den Gesang lieben und gern singen, sondern, daß sie, wo die Verhältnisse günstig liegen, es auch dahin bringen, schön zu singen.

